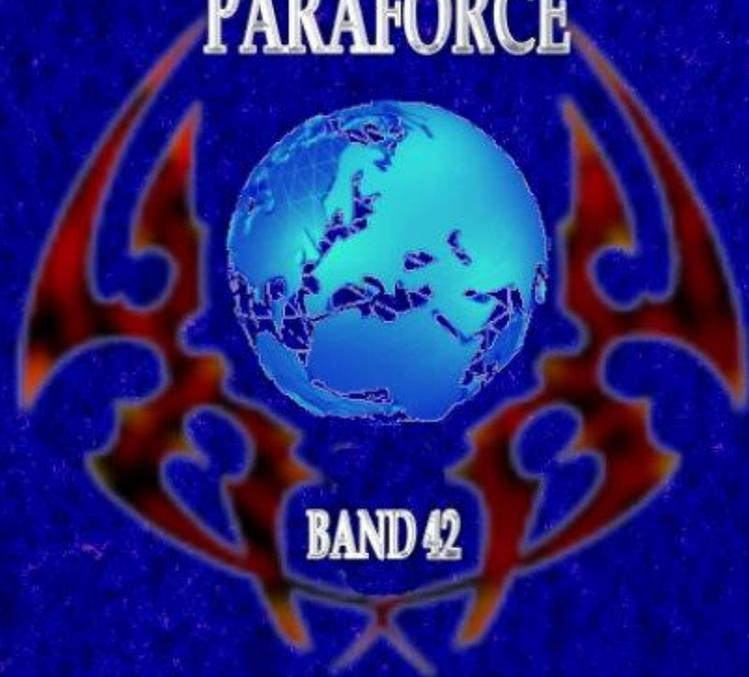


Amanda McGrey

PARAFORCE



Das Tarot des Todes

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

Amanda McGrey

Paraforce

Band 42

Das Tarot des Todes

www.geisterspiegel.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2021 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Es roch nach Schwefel. Dazu suchte sich ein scharfer Wind den Weg durch das Gemäuer.

Im nahen Dorf nannte man das alte Landhaus auch das *Haus der Felsenhexe*.

An die zweihundert Jahre mochte es alt sein.

Die Balken zeigten sich morsch und es machte den Eindruck, als lebe hier schon lange niemand mehr.

Aber wer hatte das immer noch in den Sturmböen auffauchende Feuer in dem mächtigen Kamin entzündet? Was hatte der Tote in dem maroden Ledersessel vor dem Tisch mit den Tarotkarten zu bedeuten?

Woran war er überhaupt gestorben?

Diese Fragen stellte sich zurzeit Inspektor Leblanc von der Lokalpolizei des Örtchens Rocher de la Mer.

Eher ratlos stand er in dem Raum, der früher sicher ein vornehmer Salon gewesen war.

Ein an dem Anwesen vorüberfahrender Milchhändler hatte Lichtschein in einem Fenster bemerkt. Da er aber wusste, dass seit mindestens zehn Jahren hier niemand mehr wohnte – die Besitzerin Madame Grecón war nach einem Treppensturz gestorben – hatte er die Polizei verständigt.

Leblancs Assistent machte Fotos. Bis die Forensik aus der Departements-Hauptstadt da war, würden noch drei Stunden vergehen. So lange wollte der Inspektor nicht warten.

Leblanc betrachtete den Toten. Seine Züge zeigten Schrecken. Was aber nichts bedeuten musste. Würde die Pathologie feststellen, dass er einem Herzmuskelkrampf erlegen war, mochten dieselben Symptome

aufzutreten.

»Mit wem hat er Tarot gespielt beziehungsweise von wem hat er sich die Karten legen lassen?«, brummelte er in seinen dicken Schnauzbart.

Gedankenverloren begann er seine alte, abgegriffene Pfeife zu stopfen.

»Vielleicht war er allein?«, ließ sich sein Assistent vernehmen.

Der Kopf des Inspektors ruckte herum. »Was? Unsinn!« Dabei deutete er auf das zweite Weinglas. Vorsichtig nahm er es auf und roch an dem Rest.

»Guter Tropfen. Arcane Xix Le Soleil 2015. Nicht ganz billig. Aber auch nicht zu teuer.«

»Sie kennen sich aus, Inspektor«, kam es anerkennend von seinem jungen Assistenten.

»Bin auf einem Weingut aufgewachsen.« Dann schnupperte er im Raum herum.

»Wo kommt der Schwefelgeruch her?«

»Aus der Hölle?«, kam es zurück.

»Klar!« Der Inspektor wandte sich dem Toten erneut zu. »Wer ist er?«

Der Assistent zuckte die Achseln. »Keinerlei Papiere.«

Leblanc nickte. »Machen Sie Porträts. Wir schicken sie nach Nantes zu Generalkartei.«

Der Inspektor blickte auf die zuletzt aufgedeckte Karte.

Der Gehängte.

*

Inspektor Leblanc rauchte an seinem alten Schreibtisch seine Pfeife. Vor sich hatte er den Bericht der Forensik liegen.

»Die waren ja superschnell«, entfuhr es ihm, als sein Assistent Jaques Gabin ihm am frühen Nachmittag den Umschlag auf den Tisch legte.

Sein linker Zeigefinger drückte im Pfeifenkopf den aufquellenden Tabak nach.

»Neue Sorte?«, fragte Gabin.

»Wie?« Der Inspektor blickte auf. »Ach so, ja. Hat mein Händler mir empfohlen. Irisch mit Whisky.« Er grinste. »Kann man gut bei nachdenken.«

Gabin fragte: »Sagen Sie mal, wieso heißt dieses Anwesen *Das Haus der Felsenhexe*?« Er verzog etwas das Gesicht und murrte: »Wohl eine Legende hier.«

Leblanc blickte sinnend auf die Tischplatte. »Ich hab mal darüber gelesen. Ist wohl lange Jahre her. Da war ich noch ein kleiner Landbulle. Erlebt habe ich den Vorfall nicht. Kam mir irgendwie als Bericht unter.«

»Da war ich noch nicht auf dieser Welt«, kam es von Gabin.

Leblanc nickte.

Gabin betrachtete seinen Chef. Er schätzte ihn auf Ende Fünfzig. Etwas untersetzt, leicht schütteres Haar und in einen etwas altmodischen braunen Anzug gekleidet.

»Was hat Sie eigentlich wieder in dieses Nest verschlagen? Sie waren doch in führender Position in Lyon.«

Der Inspektor sah auf. »Man zog mich aus dem Ver-

kehr.« Leblanc paffte ein dicke Rauchwolke. »Damals, vor zwölf Jahren ... Ich hatte den Auftrag, einen Vergewaltiger ins Departement-Gefängnis zu bringen. Eine brutale Sache. Machte ekelhafte Schlagzeilen. Der Bursche hatte ... egal. Seine Taten waren zum Kotzen!«

Er schwieg ein paar Sekunden. »Kurzum, ein paar Meilen vor dem Knast bin ich mit ihm in ein Waldstück abgelenkt und hab ihm so in die Fresse gehauen, dass er drei Wochen im Justizkrankenhaus zubringen musste.«

Gabin zog die Augenbrauen hoch. Er kannte seinen Chef nur ruhig und besonnen.

»Dann muss es ...«

»War es!«, kam es hart von Leblanc und seine Augen blitzten. »Er war eine Drecksau!«

Er winkte ab. »Ich weiß, dass ein Polizist das nicht tun darf. Aber ich bin auch nur ein Mensch und ... ich kannte eines der Opfer.«

Er stand auf.

Gabin fragte: »Also – was hat es mit diesem Haus auf sich?«

Leblanc räusperte sich. »Damals wohnte dort eine Madame Juliette Trové. Witwe eines Parlamentsabgeordneten. Nach dem Tode ihres Mannes soll sie, so sagt man, aus Liebe alles versucht haben, mit ihm im Jenseits Kontakt aufzunehmen.«

Gabin machte große Augen. »Hat sie?«

Leblanc zuckte die Achseln. »Wohl eher nicht, aber einige Nachbarn meinten über dem Haus geheimnis-

volle Lichter gesehen zu haben. Außerdem legte sie einigen abergläubischen Leuten die Karten.«

Gabin steckte die Hände in die Jeanstaschen. »Das ist ja noch kein Verbrechen.«

»Nein, sicher nicht. Aber eines Tages kam es bei einer Tarotrunde zu einem Zwischenfall. Ein Teilnehmer starb plötzlich. Warum, weiß man nicht so genau. Der Notarzt diagnostizierte plötzlichen Herzstillstand. Aber auf der Stirn entstand einen Tag später in tiefem Schwarz die Zahl 666. Die Zahl des Satans.«

Gabin lachte laut auf. »Blödsinn! Der sogenannte Satan wurde um 400 von Kirchenfürsten erfunden, um die Gläubigen bei der Stange zu halten.«

Leblanc zuckte die Achseln. »Wie auch immer. Die Ortsbewohner von hier sahen das anders und haben Madame eines Nachts überfallen.«

Gabin zog beide Augenbrauen hoch. So fuhr Leblanc fort: »Was genau passierte, ließ sich nicht rekonstruieren. Auch hielten alle Bewohner dieses Ortes dicht. Man konnte keine Täter ermitteln. Jedenfalls hing an einem Morgen Madame Trové splitternackt und mit zahlreichen Peitschenspuren und ... anderen Wunden an einem hohen Holzkreuz. Das Haus an sich brannte. Die Feuerwehr konnte aber einen großen Teil retten.«

Auf Gabins Blick bemerkte der Inspektor: »Madame war tot. An den Misshandlungen und Blutverlust gestorben. Das Mobiliar des Hauses verwüstet.«

»Ah! Und was passierte danach mit dem Haus?«

Leblanc stützte sich auf den Schreibtisch. »Es stand

mehrere Jahre leer, bis eine Familie Brice es kaufte. Aber das Glück war ihnen nicht hold. In einer Nacht starben alle. Giscard und Yvonne Brice sowie die beiden Kinder. Acht und zwölf Jahre. Der Arzt stellte nur Herzversagen fest. Aber kein Gift oder sonst etwas.«

Leblanc fuchtelte mit den Armen. »Quatsch! Ich habe das nie verstanden. Es gibt immer etwas herauszufinden.«

»Wer hat die Leichen untersucht?«, wollte sein Assistent wissen.

»Der Chefarzt des hiesigen Krankenhauses.«

»Moment!« Gabin machte große Augen. »Hier gibt es kein Krankenhaus.«

»Nicht mehr. Es brannte ein Jahr, bevor Sie kamen, ab. Der Chefarzt kam in dem Feuer um.«

Der Inspektor schnaubte. »Ich frage mich heute, weshalb die Gerichtsmedizin das nicht gemacht hat.«

»Die Ermittlungen führte damals Inspektor Devón«, erinnerte sich Gabin nun. »Er hielt es vermutlich nicht für nötig, die Kollegen aus Nantes zu benachrichtigen«, überlegte er.

Leblanc schüttelte den Kopf. »Das ist alles sehr merkwürdig.«

Gabin zuckte erneut die Achseln. »Sie kamen ja damals her, weil Devón bei einem Raubüberfall auf die Apotheke erschossen worden ist. Einen Tag vor seiner Pensionierung.«

»Ja«, knurrte der Inspektor. »Die Täter hatten es auf Narkotika abgesehen. Sie sind nicht gefasst worden. Da sah man eine Gelegenheit, mich ins Abseits zu

schicken.«

Gabin nickte. »Die übergeordnete Departements-Polizei legte den Fall zu den Akten. Nun – seitdem steht das Haus wohl leer.«

Leblanc setzte sich wieder hinter seinen Schreibtisch und nahm den Bericht der Pathologen aus dem Umschlag. Er las – las noch mal und stützte das Kinn in die aufgesetzte rechte Hand.

»Was hat man herausgefunden?«, wollte Gabin wissen.

Leblanc schaute auf. »Der Mann starb vermutlich vor Schreck. Aber ...«

Gabin kam näher. »Aber?«

»Bereits 1943. Der Tote heißt Harry Soams und ist ... war Brite. Genauer gesagt, er war Sonderermittler von Scotland Yard. Man hat die Fotos mit einer Todesakte verglichen. Soams wurde Opfer eines Autounfalls in Narbonne.«

Gabin stand wie vom Donner gerührt. »Aber wieso?«

Leblanc nickte. »Ja, wieso?! Das ist die Frage, mein Sohn. Wann war das mit Madame Trové?« Er runzelte die Stirn. »Ich glaube auch 1943.«

Der Inspektor griff zum Telefon.

Er musste wissen, was Soams in Narbonne zu suchen hatte. Es dauerte eine Zeit, bis er nach langem Hin und Her den richtigen Mann an der Strippe hatte.

»Es handelte sich damals um eine geheime Kommandosache. Er war einem okkulten Nazi-Netz auf der Spur.«

»Okkult?«

»Nun ja«, kam es zögernd, »es gab Gerüchte um ein Experiment um ein uraltes Odin-Dokument oder Ritual. Soams starb vorher und dann gab es andere Dinge im Verteidigungskrieg.«

Leblanc war so schlau wie vorher.

*

Es war Donnerstag und dichter Frühnebel strich über die Felder von Yorkshire.

Noch im Halbschlaf griff Amanda Harris zum lästig klingelnden Telefon neben ihrem Bett. Das lange schwarze Haar fiel dabei wie ein Vorhang über ihr Gesicht.

»Wer immer Sie sind, ich erschieße Sie«, knurrte sie in den Hörer.

Einen Moment blieb es still in dem Gerät, bis es vorsichtig erklang: »Lady Amanda?«

Die junge Frau räusperte sich. Mit geschlossenen Augen unter der Haarmähne kam es rau: »Blackstone! Haben Sie kein kontinentales Zeitgefühl?«

»Sorry, ich vergesse das immer. Soll ich später noch mal anrufen?«

Amanda Harris strich sich das Haar aus dem Gesicht. »Nein, jetzt bin ich nun mal wach.«

»Okay – es gibt einen Vorfall in der Bretagne.«

Amanda hörte genau zu. Dann fragte sie erstaunt: »Sie sind sicher, dass im Leichenhaus der Tote zu Staub zerfiel?«

Blackstone grunzte etwas. Dann kam es: »Der Beschauer schwört jeden Eid.«

»Und dieser Scotland-Yard-Mensch war einer Okkult-Gruppe auf der Spur?«

»So scheint es. Es existieren Geheimakten, aber die rückt der Yard nicht raus.«

Amanda seufzte erneut. »Ich rufe Miles an.«

Damit beendete sie das Gespräch.

Sie schnellte aus dem Bett und ließ die elektrischen Rollläden hoch. Dunkle Wolken zogen nun über die Yorkshire Dales.

Amanda Harris ging ins Wohnzimmer und warf den PC an. Da vernahm sie Klappern in der Küche. Jessika war schon wach.

Amanda öffnete die Terrassentür. Kühle Luft strömte herein. Sie streifte das Nachthemd ab und sprang in das temperierte Poolwasser.

Nach zwanzig Bahnen in dem wohl neun Meter langen Becken zog sie sich am Rand hoch. Sie schüttelte die lange Haarmähne. Jessika warf ihr ein Badetuch zu.

Dazu reichte sie Amanda eine Tasse heißen, frischen Kaffees.

»Oh, ich danke dir.«

Dann sah sie die junge Frau an. »Wann musst du wieder zum Studium zurück?«

»In einer Woche.«

Amanda hob die Augenbrauen. »Sehr gut. Ich muss eventuell heute noch in die Bretagne. Dann ist das Haus nicht ohne Aufsicht.«

Sie trank den Kaffee aus und suchte die Dusche auf.
Später – im bequemen Hausmantel – rief sie Sir Miles von Scotland Yard an. Der zeigte sich überrascht.

»Hat Sir Blackstone Sie auf die Sache angesetzt?«

Amanda bestätigte das.

»Die Sache um den damaligen Einsatz ist immer noch top-secret.«

Amanda grinste, was Miles aber nicht sehen konnte.
»Fein! Dann können Sie es mir erzählen.«

Sie hörte, wie der Leiter vom Yard sich fast verschluckte. »Lady Amanda ...«

»Geschenkt! Ich muss doch nicht erst mit Andeutungen ins Archiv der Times, oder?«

Miles gab sich geschlagen.

»All right«, kam es heiser. »Soams wurde nach Narbonne geschleust. Dort gab es eine Nazi-Gruppe – wir erfuhren durch Zufall davon – die Anschläge auf England vorbereitete. Unter anderem wollte man den König entführen. Wie Sie wissen, bauten Himmler und Göbbels auf nordischen Okkultismus. Hanussen, alias Hermann Chajm Steinschneider, war mit dabei. Daran sehen Sie, welche Idioten die Nazis waren.«

Amanda rief sich ins Gedächtnis, was sie über den selbsternannten Hellseher wusste.

Obwohl er Jude war, suchte er ab 1930 die Nähe zum Nationalsozialismus und unterstützte in seinen astropolitischen Zeitungen den Aufstieg Hitlers. Seine angebliche Voraussage des Reichstagsbrands wurde mit seinen sehr guten Kontakten zur SA-Führung erklärt, wobei er sich gewisse – von Hitler auffällig pro-

tegierte - Mitglieder durch Finanzierung ihrer Spielschulden und andere, insbesondere sexuelle Dienstbarkeiten zu verpflichten wusste. Über seine tatsächlichen Informationen zum bevorstehenden Reichstagsbrand ist nichts bekannt. Durch sein »Geldverleihen« erwarb er sich viele Freunde. So auch den späteren Polizeipräsidenten von Berlin, Wolf-Heinrich Graf von Helldorff, der ihm sogar eine SA-Gruppe zur Verfügung stellte, um das Lokal seines größten Konkurrenten, das Romanische Café, zu stürmen und ihn zum Hitlergruß zu zwingen. Wenige Wochen nach der nationalsozialistischen Machtergreifung im Frühjahr 1933 wurde Hanussen am 23. März 1933 auf Befehl des Berliner SA-Chefs Karl Ernst von einem dreibis vierköpfigen SA-Kommando unter Führung von Wilhelm Ohst in seiner Privatwohnung verhaftet. Außer Ohst gehörten dem Kommando noch Kurt Egger, der Chef von Ernsts Stabswache, der Sturmführer Rudolf Steinle sowie eventuell Ernsts Chauffeur Wendt an. Nach einem Zwischenaufenthalt in der Polizeikaserne in Tempelhof wurde Hanussen im Laufe der Nacht zum 24. März 1933 mit seinem eigenen Wagen, der zu diesem Zweck beschlagnahmt worden war, aus Berlin herausgefahren und auf der Chaussee von Zossen nach Baruth erschossen. Steinle erklärte 1934 in einem Verhör durch die Gestapo, dass er die tödlichen Schüsse abgegeben habe.«

Nach einer kurzen Pause fuhr Miles fuhr: »Aber vorher hatte er Himmler ein angebliches altjüdisches Dokument zugespield, in dem eine Formel gestanden ha-

ben soll, wie man sich den Zugang zur Hölle verschafft.«

Amanda lachte laut auf. »Du liebe Güte!«

»Wie auch immer«, kam es zurück, »ein Teil der Gruppe reiste zu einem bestimmten Haus in die Bretagne. Dort sollen sich dann in einem mystischen Zirkel unter der Führung einer Gräfin Trové merkwürdige Dinge abgespielt haben.«

Amanda sog die Luft tief ein. »Die da wären?«

»Man spielte Tarot und Menschen verschwanden. Als diese nach Tagen wieder auftauchten, schienen sie völlig verändert. Sie drehten plötzlich durch und erschossen andere.«

Amanda stutze. »Einfach so?«

Miles druckste etwas herum. »Ich weiß es ja auch nur aus den Akten, die ich mir vornahm, nachdem Blackstone stocherte. Einige Opfer sollen französische Widerstandskämpfer gewesen sein. Jedenfalls schlich sich Soams in den Zirkel ein. Er funkte verworrene Berichte nach London. Von grünlichen Lichtblasen, in denen Menschen verschwanden und wieder auftauchten. Von Stimmen, die einige Tarot-Spieler tot umfallen ließen.«

Amanda überlegte. »Ein Mummenschanz also.«

»Jedenfalls wollte Soams in Narbonne einen hochrangigen Nazi-Führer treffen. Auf dem Weg dorthin kam es zu einem tragischen Autounfall. Soams starb an Ort und Stelle. Aber er nannte dem Arzt, der versuchte, ihm das Leben zu retten, noch einen Namen: Cove.«

»Cove? Wer soll das sein?«

»Keine Ahnung«, kam es zurück. »In den Aufzeichnungen in seiner Wohnung fanden unsere Ermittler später ein Notizbuch. Daraus ging hervor, dass er einen Tag später noch jemanden treffen wollte. C. 16 Uhr – Institut de Recherche Frontalière.«

Amanda stutzte. »Institut für Grenzforschung? Was soll das sein?«

»Es wurde nie herausgefunden. Es muss aber in Narbonne gewesen sein. Doch niemand kannte und kennt es.«

Amanda Harris trommelte mit den Fingern auf ihrem Mahagoni-Schreibtisch herum. »Das erklärt nicht, weshalb dieser Soams nun als Leiche in dem Haus der Gräfin oder Madame plötzlich auftaucht. Gibt es ein Foto von ihm?«

»Ein schlechtes Schwarz-Weiß-Bild. Ich schicke es auf Ihr Mobiltelefon.«

*

Ihr privater Helikopter-Service brachte Amanda Harris in die Bretagne. Bei Inspektor Leblanc legitimierte sie sich als Sonderermittlerin von Scotland Yard.

»So«, machte Leblanc gedehnt, »jetzt schickt man schon die Mädels rüber.«

Dabei betrachtete er die hochgewachsene Frau in dem dunklen Business-Kostüm und den schwindelerregenden High Heels. Sie überragte Leblanc um einiges.

Er bot ihr einen Besuchersessel in seinem kargen Büro an.

»Dann muss ich mir nicht den Hals verrenken, wenn ich mit ihnen rede.«

Amanda lächelte und setzte sich. Kokett schlug sie die langen Beine übereinander.

Einen Moment blieb der Blick des Inspektors an den aufregenden Beinen hängen. Dann räusperte er sich. »Also, was kann ich für Sie tun?«

»Mir alle Fakten schildern.«

Leblanc begann seine alte Pfeife neu zu stopfen. »Viel zu erzählen gibt es nicht.« Er schilderte, was er vorgefunden hatte. »Alles andere sind eher Gerüchte.«

Die Paraforce-Agentin blickte nachdenklich auf ihre Schuhspitzen. »Was ist mit diesen mysteriösen Zahlen? Die Zahl Satans?«

»Ich erzählte es nur der Vollständigkeit halber. Ich hab die Zahlen nicht gesehen.«

»Aber die Leiche von Soams zerfiel zu Staub?«

Leblanc nickte. »Diesen habe ich mir angesehen. Der Leichenbeschauer scheint mir glaubhaft.« Nach einer Pause fügte er hinzu: »Dann gibt es noch das Gerücht um dieses Odin-Dokument.«

Amanda stutzte. »So?«

Davon hatte Miles nichts gesagt.

Leblanc berichtete, was er erfahren hatte. Er zuckte die Achseln. »Vermutlich auch nur ein Gerücht.«

»Sagt Ihnen *Institut de Recherche Frontalière* etwas?«

Der Inspektor zog die Augenbrauen zusammen.

»Ich vernahm mal so was, lange her. Ich war noch in der Ausbildung und befand mich kurzfristig zu einem Lehrgang in Narbonne. Es gibt da eine alte Fabrik. Eine Ruine. Angeblich sollen dort während des Zweiten Weltkriegs SS-Gruppen untergebracht worden sein. Auch Wissenschaftler. Aber was da genau passierte ...«, er zuckte wieder die Achseln, »... keine Ahnung.«

Dann erhellten sich seine Züge. »Ein pensionierter Kollege - er wohnt noch in Narbonne - könnte vielleicht etwas wissen. Ich rufe ihn an.«

Amanda bedankte sich. »Gibt es hier eine passable Unterkunft?«

»Die Pension von Inès Dylan. Schon modernisiert. Ich bringe Sie hin.«

*

Inès Dylan erwies sich als quirlige kleine Person. Schlank, mittelbraune Haare und guter Laune.

Sie war Amanda gleich sympathisch.

Das Zimmer im ersten Stock war einfach, aber gemütlich und sauber. Man hatte vor Kurzem ein Bad mit Dusche angebaut.

»Falls Sie einen Kaffee möchten, kommen Sie doch gleich in meine Küche.«

Das Angebot nahm die Agentin gerne an.

Sie packte einige Dinge aus, dann machte sie sich etwas frisch. Zehn Minuten später stand sie unten bei Inès in der anheimelnden Bauernküche.

»Was treibt Sie in unser Nest? Urlaub? Kann ich mir nicht vorstellen. Sie unterstützen Leblanc?!«

Amanda nickte. »In diesem besonderen Fall ... ich bin im Auftrag von Scotland Yard hier. Der Tote war ein Mitarbeiter.«

»Oh«, kam es nur. »Was hatte er denn hier zu tun?«

Amanda wich aus. »Das wissen wir nicht so genau.«

Inès schenkte der Agentin Kaffee ein und stellte ein paar Kekse dazu. »Hab ich selbst gebacken.«. Sie lächelte.

Amanda nahm einen der Kringel. »Hervorragend!«, bemerkte sie kauend. »Sagen Sie, was ist das für ein merkwürdiges Haus, in dem der Mord passierte?«

Inès zuckte etwas zusammen. »Mord? Ich dachte, es sei ein Herzschlag oder so.«

»Sagte Leblanc das?«

Die Pensionswirtin schüttelte den Kopf. »Erzählt man sich.«

»Ah so.«

Amanda nahm einen Schluck Kaffee und schaute Inès an.

Die setzte sich an die Schmalseite des Tisches. »Das Haus ... ja, die Leute sagen, es sei ein Spukhaus.«

Amanda zog die Stirn kraus. »Mich interessiert eher, was *Sie* denken.«

Die Wirtin druckste etwas herum.

Amanda ergriff ihre rechte Hand. »Sie können Vertrauen zu mir haben.«

Inès zuckte leicht die Achseln. »Ich mache meist einen großen Bogen um die Ruine. Ich weiß die Vorge-

schichte nur vom Erzählen. Die alte Apothekerin – die Seniorchefin – hält das Haus für ein Tor zur Hölle. Es soll schon mal so ein merkwürdiges blaues oder grünes Licht darin wabern.«

»So?«, dehnte Amanda. »Haben Sie das auch schon gesehen?«

Die Wirtin schüttelte heftig den Kopf.

Amanda trank ihren Kaffee aus. »Kann man hier irgendwo ein Auto mieten?«

Ihr Pilot hatte sie auf einer Wiese abgesetzt und war dann zu einem entfernteren Mini-Airport geflogen.

»Nein«, kam es überlegend. »Nein, einen Autoverleih haben wir nicht, aber Sie können gerne meinen Wagen nehmen. Ist nur ein kleiner Fiat. Wenn Ihnen der genügt?«

»Klar!«, rief Amanda aus. »Ich wollte mir nur das Haus mal ansehen.«

»Es wird schon dunkel. Da würden mich keine zehn Pferde hinbringen!«

Die Agentin lachte. »Geister und Hölle, das ist nicht mein Ding.«

Sie bemerkte aber, dass Inès sich bekreuzigte, als sie sich umdrehte, um den Wagenschlüssel aus einer Schublade zu nehmen.

*

Donnernd brachen sich die Wogen an der felsigen Küste. Gischt spritzte manchmal bis zu dem schiefen Gartenzaun, der ein ungepflegtes Grundstück umfrie-

dete.

Amanda vergewisserte sich, dass ihre 44er einsatzbereit war, dann nahm sie die starke Stablampe in die linke Hand. Langsam öffnete sie das schräg in den Angeln hängende Holztor. Es quietschte jammervoll.

Der Wind ließ das Haar der jungen Frau wild wehen.

Sie lief durch das wilde Gras bis zu dem alten Portal. Ein paar Fledermäuse schreckte sie auf.

Die schwere Bronzeklinke bewegte sich schwerfällig.

Der Strahl der Handlampe durchschnitt die Finsternis. Er entriss dem Dunkeln zahlreiche Spinnengewebe.

Die Fußspuren auf dem Boden hatte sich der Staub schon fast zurückerobert. Sie stammten von den Polizisten.

Der Lichtschein der Lampe glitt über verrottete Möbel und eine Sesselgarnitur. Auf dem Rauchtisch erkannte man noch, wo Gläser und die Tarot-Karten gelegen hatten.

Amanda entdeckte auf dem Sims des großen Kamins einen Kerzenkandelaber. Sie entzündete die zu zwei Dritteln niedergebrannten Kerzen. Matter, warmer Schein entfaltete sich.

Die Argentin blieb mitten im Raum stehen.

Sie versuchte sich die Szene vorzustellen, die Leblanc vorgefunden hatte.

Kurz die Augen schließend nahm sie die Atmosphäre des Raumes auf.

Irgendetwas stimmte hier nicht. Die Agentin spürte es förmlich.

Aber was?

Sie trat an den Kamin, bückte sich und leuchtete mit der Lampe hinein. An den Rückständen erkannte sie, dass hier ein Feuer gebrannt hatte.

Ein sehr reales Feuer.

Wer hatte es entzündet?

Die Schränke und Regale erwiesen sich als leer. Schon lange Zeit ausgeräumt.

Von dem wohl einst pompösen Salon führte eine breite, leicht geschwungene Holztreppe aufwärts.

Die obere Etage bestand aus zwei Schlafzimmern und einem großen Marmorbad.

Wasser war in den Waschbecken, der Dusche und der Toilette lange nicht gelaufen. Auch gab es hier keinerlei Hinweise auf die kürzliche Anwesenheit von Menschen.

Langsam stieg Amanda wieder abwärts.

Da blieb sie stocksteif stehen.

Hinter einem der schweren altmodischen Schränke schien etwas hervorzuschauen.

Amanda lief die restlichen Stufen herunter und inspizierte den Schrank.

Ja, etwas klemmte dahinter. Ein Stück eines Papiers. Es war äußerst marode und zerkrümelte fast in den Fingern.

Ein Briefbogen. Datiert vom 30.6.1943

Im Kopf stand eine Adresse.

Institut de Recherche Frontalière, Narbonne, Rue de

la Dijon 324.

Amanda atmete etwas heftiger. Also war dieses Institut keine Fiktion.

Jedoch, an wen das Schreiben gerichtet war, ließ sich nicht mehr feststellen. Die Schrift der uralten Schreibmaschine war verblasst. Die untere Hälfte des Blattes fehlte und der Rest zerfiel in staubartige Partikel.

Das Datum brannte sich in ihren Kopf. *Diese Gräfin oder Madame Trové war doch auch 1943 unter merkwürdigen Umständen zu Tode gekommen. Gab es da einen Zusammenhang?*

Amanda blickte erneut zum Kamin. Die Kerzen in dem Kandelaber flackerten wild, als wollten sie etwas erzählen.

Da zogen sich die Augen der Agentin etwas zusammen. Sie schritt zu dem Kamin und betrachtete gebückt die Einfassung der großen Feuerstelle. Da gab es rechts eine Stelle, die wirkte anders als die verrußten Rückstände.

Sie fuhr mit dem rechten Zeigefinger darüber. Es fühlte sich sehr glatt an. Wie glasiert.

Sie zog ihr Handy aus dem Lederumhängebeutel und machte von dem Raum und speziell vom Kamin Fotos aus allen Perspektiven.

Nach einer Stunde verließ sie das Haus. Ihr Blick glitt über das stürmische Meer. Weit draußen blinkte etwas. Vermutlich die Positionslampen eines Schiffes.

Amanda schritt wieder durch das Tor. Da blieb sie stehen.

Es war nur ein Gefühl. Ein Gefühl, als werde sie be-

obachtet.

So sehr sich die Agentin auch anstrenge, sie konnte nichts erkennen, was darauf schließen ließ.

Sie stieg in den Wagen und fuhr zur Pension zurück.

*

Am nächsten Morgen wirkte Inspektor Leblanc sehr erstaunt.

»Wieso haben wir den Brief nicht gefunden?«, sinnierte er.

Amanda Harris – in bequemen Jeans und Pullover – hob etwas die Schultern an. »Vermutlich, weil es nur von der sechsten Treppenstufe erkennbar war.«

Leblanc nickte langsam. »Ja ... möglich.«

»Auf jeden Fall wissen wir nun, dass es dieses ominöse Institut gab.«

Der Inspektor lehnte sich zurück und sah die Agentin fest an. »Was haben Sie vor?«

»Ich fahre nach Narbonne.«

Leblanc schob der Agentin einen Zettel über die Schreibtischplatte.

»Pierre Chagall, ein früherer Kollege, ist schon fast neunzig Jahre. Aber er ist noch fit und besitzt einige Unterlagen. Er will Sie empfangen.«

Amanda hob die Augenbrauen. »Zu der Zeit war er dreizehn!«

Leblanc nickte. »Aber er wohnte in der Nähe dieses Fabrikgeländes.«

Die Agentin erhob sich. »Vielen Dank, Inspektor.«

Leblanc nickte. Dann rief er: »Moment ... Haben Sie einen vernünftigen Wagen?«

Amanda sagte es ihm.

Leblanc schüttelte den Kopf. Dann griff er in seine Schreibtischschublade. »Nehmen Sie den.«

Zwei Stunden später hatte Amanda die Peripherie von Narbonne erreicht. Die Adresse des Seniorenheims von Pierre Chagall hatte sie in das Navigationsgerät eingegeben.

Es lag in einem künstlich angelegten Grüngürtel am Rande eines Industriegebietes.

Amanda sah alsbald den Haupteingang, der etwas Ähnlichkeit mit dem White House in Washington besaß.

Die Rezeption hätte im *Grand Hotel* sein können.

»Monsieur Chagall hat die Suite im sechsten Stock«, erklärte die Concierge in blauer Uniform freundlich.

Amanda nahm den Aufzug und schellte bald an der dunklen Eichentür.

Wenig später stand sie vor einem drahtigen, kleinen Mann mit schütterem blonden Haar. Mit strahlendem Lächeln empfing er die Besucherin.

»Leblanc hat Sie angekündigt. Kommen Sie herein. Kaffee ist fertig.«

Amanda staunte über die moderne, aber doch gemütliche Ausstattung der Suite.

Auf eine entsprechende Bemerkung entgegnete Pierre Chagall: »Ich habe eine sehr gute Altersversorgung. Also leiste ich mir in meinen letzten Jahren etwas.«

Der Alte hatte einen kleinen Tisch liebevoll gedeckt und schenkte Kaffee ein. Ohne dass seine Hände zitterten.

Dann setzte er sich Amanda gegenüber auf einen der Ledersessel und meinte: »Was interessiert Sie so an der alten Fabrik und den Ereignissen damals?«

Die Agentin sah dem Sprecher in die wasserblauen Augen, in denen der Schalk blitzte.

Sie nahm einen Schluck Kaffee, dann sagte sie frei heraus: »Es geht um einen mysteriösen Toten.«

»Harry Soams – ich weiß«, kam es zurück.

Als Amanda nun doch etwas stutzte, lachte der Inspektor im Ruhestand. »Ich bin nicht blöd, wenn Leblanc auch etwas drum herum redete. Ein Ermittler, den die Tommys in Narbonne einschleusten, um einer Nazi-Gruppe auf die Schliche zu kommen, die hier irgendwelche Experimente machte.« Er beugte sich vor und stützte die Ellenbogen auf das weiße Tischtuch. »Ich war ein junger Boy damals, aber ich bekam mit, was man so redete. In der alten Chemiefabrik richtete sich ein Sonderstab der deutschen SS ein. Man munkelte von Forschungen. Keine Ahnung, um was es da wirklich ging. Vielleicht Bio-Waffen oder sowas. Ich kann Ihnen nur sagen, dass sich hier viele Nazi-Größen die Klinke in die Hand gaben. Frankreich war besetzt. Klar ...«, er lehnte sich wieder zurück, »... die Resistance hat den Besatzern einige dicke Schäden zugefügt. Ja ...«, dehnte er und machte eine Pause. Sein Blick schien in weite Ferne zu schweifen.

Plötzlich schien ein Ruck durch seinen Körper zu ge-

hen und er fand in die Wirklichkeit zurück. Er griff zur Kaffeetasse und trank sie in einem großen Zug halb aus. Dann setzte er sie hart ab.

»Als Burschen haben wir natürlich öfter die ausgebombten Gelände im Industrieviertel inspiziert. Heimlich natürlich.« Er wurde zum Ende des Satzes leiser.

»Hinter der Fabrik gab es eine große Lagerhalle. Am Tag zuvor hatten mein Freund und ich beobachtet, dass ein geschlossener Lkw durch das Fabriktor fuhr. Wir saßen auf dem Nachbargrundstück neben einem halb eingestürzten Kamin.« Er lachte auf. »Es galt als Mutprobe, an den Kettenhunden vorbeizukommen. Kettenhunde nannten wir die SS-Wächter.« Er wurde plötzlich sehr ernst. »Wenn man erwischt wurde, konnte es sein, dass man auf Nimmerwiedersehen verschwand.«

Er nahm einen neuen Schluck Kaffee.

»Also gut ... wir beobachteten den Lkw und sahen, wie eine Gruppe Personen – vier Frauen und zwei Männer – in die Halle gebracht wurde. Es war dunkel und so konnte uns keiner sehen. Außerdem war schon Ausgangssperre. So beschlossen mein Freund Charles und ich, lieber im Versteck zu bleiben.«

Er stand auf und entnahm einer Schrankschublade ein Päckchen Zigaretten. Als Amanda ihn ansah, grinste er. »Ich bin neunzig Jahre. Da geht nichts mehr kaputt.«

Er zündete ein Stäbchen an und setzte sich wieder. Er schob die Packung Amanda rüber. Nach kurzem

Zögern bediente sie sich.

»Ja ... die Halle ... es muss wohl schon auf Mitternacht zugegangen sein, da hörten wir schreckliche Schreie von dort.« Erneut machte er eine kurze Pause, ehe er leise hinzufügte: »Schlimme Schreie.«

Schweigen senkte sich über das Wohnzimmer. Endlich fuhr Chagall fort: »Irgendwann hörten wir nichts mehr. Es war beängstigend. Gegen Morgen machten wir, dass wir wegkamen.«

Amanda blickte nachdenklich zum Fenster.

»Was wirklich in der Fabrik passierte, wissen Sie nicht?«

Der alte Inspektor zuckte die Achseln. »Nach dem Krieg fand man zahlreiche recht neue unterirdische Gänge und zwei in den Boden getriebene Stockwerke. Das Ganze wurde nach dem Krieg von den Alliierten versiegelt und dann kümmerte sich keiner mehr drum. Bis heute nicht.«

Amanda blickte Chagall erstaunt an. »Das heißt, es ist noch alles wie damals, als man es versiegelte?«

Der Angesprochene nickte. »Gut möglich.«

Die Agentin überlegte einen Moment. Dann fragte sie: »Können Sie sich an bestimmte Leute erinnern, die dort eventuell tätig waren?«

Chagall lehnte sich zurück und zog langsam an seiner Zigarette. »Heidrich und Himmler sind oft da gewesen. Das war immer großer Sicherheitsbahnhof. Ja ... und dann diese beiden Wissenschaftlerinnen. Sie kamen aus England. Müssen wohl für irgendetwas Spezialistinnen gewesen sein.«

Amanda zuckte etwas zusammen. »Engländerinnen? Wissen Sie noch die Namen?«

Chagall schüttelte den Kopf, aber dann lachte er. Er stand erneut auf, ging zu einem Schrank und entnahm ihm eine Pappkiste.

»Zum dreizehnten Geburtstag schenkte mir mein Onkel einen Fotoapparat. Wenn wir auf Exkursion waren, habe ich immer mal fotografiert. Vielleicht können Sie mit den Bildern ja was anfangen. Haben nicht die Qualität wie heutige Digitalbilder, aber immerhin ...«

Er öffnete die Kiste.

Sie quoll über von Schwarz-Weiß-Fotos. Teilweise vergilbt.

»Ich hatte damals ein eigenes Fotolabor«, erklärte Chagall, »daher konnte ich meine Filme selbst entwickeln und Abzüge machen. In einer Drogerie wäre ich sofort eventuell der Gestapo gemeldet worden.« Er lachte lustlos auf.

»Auf Umwegen kam ich an ein Fernobjektiv. Da habe ich die Berliner Größen und auch anderes ...« Er brach ab und wühlte in der Kiste herum. Dann hielt er ein etwas an den Rändern verknittertes Foto hoch. »Hier sind die beiden Wissenschaftlerinnen.« Er reichte Amanda das Foto.

Sie nahm es, schaute darauf. Ihr Mund wurde trocken wie die Wüste Gobi ... oder sonst eine.

Sie glaubte nicht, was sie da sah. Das Bild verschwamm vor ihren Augen.

Chagall runzelte die Stirn und ergriff eine Hand der

Agentin. »Haben Sie jemanden erkannt?« Es klang besorgt.

Amanda schüttelte sich. Der Blick wurde wieder klarer.

Sie kannte beide Frauen – wenn sie auch auf dem Foto noch sehr jung waren. Eine davon lebte nicht mehr. Von der linken Person auf dem Bild erschossen.

Amanda räusperte sich und brauchte einen Schluck Kaffee.

»Meine Güte«, flüsterte der ehemalige Inspektor. »Sie sind ja ganz blass.«

Er lief los und kam wenig später mit einem doppelten Cognac zurück.

Amanda schaute auf.

Entgegen ihren Gewohnheiten kippte sie das braune Zeug in einem Zug herunter.

Nur verschwommen nahm sie Chagalls Stimme wahr. »Wenn beide oder eine noch lebt, dann müsste diese bald Hundert Jahre sein.«

Amanda lehnte sich mit zitternden Händen auf dem Lesersessel zurück. Ihr Blick flackerte.

»Ja, eine der beiden lebt noch.«

Der ehemalige Inspektor fixierte die Agentin mit zusammengezogenen Brauen.

»Möchten Sie sich mir anvertrauen?« Er lächelte plötzlich. »Ich bin nicht mehr im Dienst und damals ... also nach dem Krieg, als ich als junger Polizist hier einige Akten zu archivieren hatte, kamen mir gewisse Dinge ins Gedächtnis.«

»Kann ich noch einen Cognac haben?«

Chagall nickte und schenkte nach. Auch sich selbst nahm er ein Glas.

Amanda zündete sich eine zweite Zigarette an und trank den Cognac in zwei Schlucken. Chagall sah sie abwartend an. Dann entschloss sich die Agentin, ihn an ihren Gedanken teilhaben zu lassen.

Bis zu einem gewissen Punkt.

Der ehemalige Polizist sah sie dann lange an. Endlich nickte er.

»Es ist nicht weit von hier. Mit dem Wagen zehn Minuten. Eine alte Siedlung. Verlassen! Die Natur hat sich einiges zurückerobert. Der Zugang zu dem Fabrikgelände ist völlig urwaldmäßig zugewuchert.«

Dann lächelte er. »Aber mein Rat: Nach den zwei Cognacs sollten Sie noch etwas warten.«

Nun musste auch Amanda lächeln. »Sie haben recht, Monsieur. Danke für Ihr Vertrauen.«

Chagall nickte verstehend. Dann fragte er geradeheraus: »Sie sind nicht von Scotland Yard, richtig?«

Amanda zuckte zusammen. »Wie? Äh ... nur bedingt.«

Chagall winkte ab. »Sie müssen es mir nicht sagen. Aber ich spüre so etwas. Im Verlauf meines Lebens habe ich mit unzähligen Geheiminstitutionen zu tun gehabt, mich erschüttert nichts mehr.«

Die Agentin holte tief Atem. Dann sagte sie es ihm.

»Ich dachte es mir gleich«, kam es gedehnt von Chagall. Dann beugte er sich vor. »Sie sollten jemanden benachrichtigen. Die Fabrik ist ein Labyrinth. Vor allem die geheimen unteren Etagen. Tief in der Erde.

Ich habe keine Ahnung, auf was Sie da treffen könnten.«

Amanda musste ihm zustimmen.

*

Es dämmerte bereits zum Abend, als Amanda den Wagen anhielt.

Ihr Blick glitt über die teils verfallenen Gebäude. Leere Fensterhöhlen schienen sie unheimlich anzusehen. Einige Türen und Hausöffnungen zeigten sich mit Brettern vernagelt. Unkraut wuchs beinahe einen halben Meter aus den Rillen des Straßenpflasters.

Doch vor ihr war Feierabend. Ein verrotteter Baum lag quer über der ehemaligen Fahrbahn. Dahinter zeigte sich eher undurchdringliches wildes Grün. Eine Mischung aus Efeu und Stachelginster.

Amanda stoppte den Wagen und schaltete die Maschine aus. Sie öffnete das Fenster an ihrer Seite. Bedrückende Stille verspürte sie.

Sie schloss das Fenster wieder und verließ das Fahrzeug. Vorsichtig bahnte sie sich einen Weg durch das Gestrüpp. Nach zehn Minuten sah sie ein rotes Backsteingebäude durch das Unkraut. Das musste die alte Chemiefabrik sein.

Bald erreichte sie auch ein fast zugewachsenes bogenförmiges Tor. Ein Gitterelement hing schief in den Angeln. Dann sah sie das verwitterte Schild in deutscher und französischer Sprache.

Militärisches Sperrgebiet.

Mit viel Kraft zog die Agentin einen der Gitterflügel auf. Sie erkannte einen Durchgang. Auch hier wucherte Unkraut.

Ihre Schritte wurden von den weichen flachen Schuhen gedämpft. Sie gelangte in einen Innenhof. Den kannte sie von Chagalls Fotos. Rechts lag die alte Lagerhalle, jetzt halb eingestürzt. Links ging es über eine Treppe in die Fabrik. Amanda nahm diesen Weg.

Nahe des Hauses gab es einen tiefen Krater. Etwas war hier wohl in die Luft geflogen.

Es war stockfinster und sie nutzte die große Stablampe.

Der Lichtstrahl riss Spinnen- und Staubfäden aus der Finsternis. Teils kaputter Linoleumboden führte in einen Gang an mehreren Türen vorbei.

Es roch nach Unrat und Dreck.

Gleichzeitig zeigten sich Feuerspuren und Löcher von möglichen Explosionen.

Zwei fette Ratten huschten durch den Lichtkegel.

Die Agentin öffnete eine Tür nach der anderen. Die ersten führten in ehemalige Büros, dann weitere zu Labors.

Am Ende des Ganges befand sich ein stillgelegter Paternoster.

Eine Treppe führte abwärts. Dieser folgte Amanda vorsichtig. Sie erreichte ein Kellergeschoss. Auch hier zweigten zahlreiche Türen ab. Einige standen offen.

Sie führten gleichfalls in Labors. Die teils zerstörten Gerätschaften gaben Auskunft über die hier betriebene chemische Forschung. Und von einem Feuer.

Da sah sie entfernt eine Eisentür. Auch sie hing etwas schief in den Halterungen.

Es kreischte, als Amanda diese aufzog.

Der sich offenbarende Flur schien neuer angelegt zu sein als die anderen Einrichtungen.

Sie folgte dem vor Schmutz strotzenden Gang bis zu einer Treppe. Am Ende dieser Treppe stand Amanda vor einer ovalen schottartigen Öffnung. Versperrt durch eine gut abgedichtete Tür mit dem Warnschild: *Lebensgefahr*.

Ging es hier zu dem Geheimnis?

Da vernahm sie ein dumpfes Scheppern. Es kam von oben.

Schnell löschte Amanda das Licht und ergriff die 44er.

Den Kopf schieflegend lauschte sie in die Dunkelheit. Sie vernahm ihren eigenen Herzschlag.

Es blieb still.

Amanda stieß die Luft aus. Sie wandte sich der Tür wieder zu und schaffte es, diese so weit zu öffnen, dass sie hindurchschlüpfen konnte.

Ein kurzer Gang wurde erkennbar, dann eine weitere eiserne Treppe, die abwärts führte.

Ihre Schritte vernahm sie wie einen entfernten Gong durch die Vibration der Konstruktion. Ein starkes Gitter – ähnlich einem Käfig – versperrte den Weg.

Die Agentin schaute hindurch. Innerhalb dieses Käfigs gab es einen weiteren. Dieser hing wie eine offene Fahrstuhlkabine an starken Ketten.

Amanda betrachtete das Innenleben dieses merk-

würdigen Transportmittels. Es sah so aus, als könne man den äußeren Käfig öffnen, um dann in den Inneren zu steigen. Die Kettenkonstruktion ließ sich wie ein Flaschenzug handhaben.

Amanda öffnete das vordere Gitter und sah sich den frei pendelnden Eisengitterkorb an. Vertrauen erweckend sah das nicht aus. Trotzdem öffnete sie den inneren Korb, betrat das schwankende Gebilde und schaute zu den Ketten.

Die 44er steckte sie in den Hosenbund, dann ergriff sie eine der freien Ketten.

Es knarrte und quietschte, doch langsam bewegte sich dieser Korb abwärts.

Da auch der Boden aus engmaschigen eisernen verschweißten Drähten bestand, konnte sie in die undurchdringliche Finsternis unter sich blicken.

Langsam und konzentriert bewegt Amanda diese Aufzugskabine. Wie lange die *Fahrt* dauerte, vermochte sie nicht genau zu sagen, aber dann wurde es heller und der Korb setzte auf.

Von irgendwo drang diffuses Licht herein, dessen Quelle sie noch nicht ermitteln konnte.

Amanda verließ dieses Gefährt und stand in einem wohl zwanzig mal zwanzig Meter großen Raum.

Sie schaltete die Stablampe wieder ein.

Was sie hier unten unter einer dicken Staubschicht sah, erinnerte sie an ein Labor aus Frankenstein-Filmen.

Elektrische Röhren in diversen Formen – auch eine sogenannte *Braun'sche Röhre* – wie hufeisenförmige

Magnet-Gebilde.

Zum Teufel! Was war das hier?

Vorsichtig durchquerte Amanda den Raum mit verschiedenen Arbeitstischen. Dann stand sie vor einer Schalttafel mit immensen Ausmaßen. Es sah aus wie in einem uralten Stellwerk einer Umspannstation.

Sie wandte sich um und entdeckte eine Tür. Sie ging darauf zu, öffnete diese und stand in einem weiteren Gang, dessen Ende nicht absehbar war.

Was wurde hier erforscht? An was wurde hier experimentiert?, schoss es der Agentin durch den Kopf.

An der Decke gab es Luftschacht ähnliche rechteckige Aufbauten, aus denen das nicht erklärbare, leicht bläuliche Licht schimmerte.

Gab es noch eine verfügbare Energiequelle Nach dieser langen Zeit?

Verständnislos schüttelte Amanda den Kopf.

Schritt für Schritt, die Wände ableuchtend ging sie weiter. Dabei stellte sie fest, dass dieser Gang komplett aus Stahl bestand.

Dann blieb sie wie angewurzelt stehen.

Was sich da aus der dunklen Wand wölbte wie eine Skulptur, war ... eine verkrampfte Hand.

Der Lichtstrahl wanderte weiter und erfasste ein verzerrtes Gesicht.

Die Paraforce-Agentin musste schlucken. Ein ungeheurer Gedanke kam ihr.

Langsam ging sie zurück in den ersten Raum. Dort betrachtete sie die Schalttafel genauer. Zahlreiche Symbole gab es dort. Blitze, Doppelblitze, Ziffern und

Buchstaben ...

Nun erst erkannte sie vor der Tür, die sie eben durchschritten hatte, die verblasste rote Linie.

In dem Gang drohte also Gefahr.

Sie rannte noch einmal zurück und folgte diesem Strahlengang wohl fünfzig Meter. Da sah sie es!

Ein torpedoartiges Ding, welches gegen die Endwand geprallt zu sein schien. Darin gab es einen Sitz und Stahlbügel wie über einem Rennwagen-Cockpit.

Die Bügel zeigten sich verbogen und Beulen gab es in dem Torpedokörper.

Es hatte hier einen Unfall gegeben, signalisierte Amanda das Gehirn.

In diesem Moment vernahm sie ein Klirren und Scheppern.

Sie rannte den Gang zurück, durch den Raum und auf den Aufzug zu.

Das Scheppern hatte in den Ketten seine Ursache. Jemand machte sich daran zu schaffen.

Dann knackte es und donnernd fiel die Tragekette der Korbkabine nach unten.

Amanda war blitzartig klar, was vor sich ging.

Das Geräusch von eben war keine Einbildung gewesen. Jemand wollte verhindern, dass sie diesen unterirdischen Bereich wieder verlassen konnte.

*

Der Wagen hielt vor der Seniorenresidenz.

Am Stock – aufrecht wie ein Gardesoldat – stand der

alte Mann.

Inspektor Leblanc stieg aus der Citroën-Limousine. Dabei ähnelte er ein bisschen Kommissar Maigret.

»Hallo Chagall«, sagte er leise.

»Leblanc – lange her, dass wir uns gesehen haben.«

Der Inspektor nickte. »Diese Amanda Harris ist wirklich allein in diese Fabrik? Das hätten Sie nicht zulassen dürfen! Gut, dass Sie mich angerufen haben.«

Chagall winkte ab. »Ich dachte mir, es interessiert Sie. Aber was will sie nach der langen Zeit noch finden?!«

Leblanc zog seine Pfeife aus der Manteltasche. »Das weiß ich nicht. Aber es sind schon merkwürdige Vorkommnisse. Ich habe keine Ahnung, aber diese Agentin hat wohl einen Verdacht.« Er zog sein Mobiltelefon hervor.

»Wenn Sie unten ist, hat sie keinen Empfang.«

Leblancs Augen zogen sich etwas zusammen. »Was hat Sie ihnen erzählt?«

Chagall seufzte. »Sie kennt noch jemanden aus der Zeit.«

Der Nachtwind ließ die leicht schütterten Haare des Inspektors wehen. »Blödsinn! Derjenige müsste hundert Jahre und mehr sein!«

Chagall lachte leise auf. »Eventuell auch nicht.«

Leblanc legte den Kopf etwas schief. Gedehnt fragte er: »Wie soll ich das verstehen?«

Chagall machte ein paar Schritte vor der Grünanlage der Residenz auf den Fragenden zu. »Wie weit sind

Ihre Erkenntnisse?«

Leblanc riss ein Streichholz an, schützte es mit den Händen vor dem Wind und führte es an den Pfeifenkopf.

Nach zwei tiefen Zügen aus der Pfeife meinte er: »Mir ist das ein Rätsel.«

»Ihr Assistent Gabin?«

Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Der kann sich ebenso wenig einen Reim darauf machen. Was soll die Frage?«

Da sah Leblanc den Revolver in Chagalls Hand. Er schluckte. »Was soll das?«

Der alte Mann hielt die Waffe so ruhig wie auf dem Schießstand. »Es ist besser, wenn niemand die Sache aufwühlt.« Er deutete auf den Wagen. »Steigen Sie ein.«

»Was?«

»Einsteigen!«

Langsam ging Leblanc zurück zum Wagen und öffnete die Fahrertür. Chagall war so schnell an der Beifahrerseite, dass der Inspektor nur staunen konnte.

»Hinter das Steuer!«

Leblanc gehorchte und Chagall rutschte auf den Beifahrersitz. Die Waffe hielt er auf Leblanc gerichtet.

»Teufel! Chagall! Was soll der Unsinn?«

»Abfahren!«, kommandierte der nur.

Leblancs Gedanken rotierten. Er startete den Motor.

»Ich weise den Weg«, erklärte der ehemalige Polizist leise.

Die Fahrt verlief schweigsam.

Sie erreichten die verlassene Siedlung. Da sahen sie den Wagen von Amanda Harris.

»Anhalten!«, gebot Chagall. »Aussteigen! Sie gehen vor!«

»Ciel cul et fil! Was soll das, Chagall?«

»Es gibt Dinge, die sollten für ewig ruhen.«

Leblanc sah seinen ehemaligen Chef und Ausbilder ernst an. »Was haben Sie damit zu tun?«

Chagall lachte leise. »Ich habe viel beobachtet. Dann wurde ich neugierig. Also habe ich mir später die Fabrik mal genauer angesehen.«

»Und?«

»Ich traf auf einige Personen, die sich gleichfalls für bestimmte Dinge interessierten.«

»Was für Leute?«

Der Alte lachte erneut leise auf. »Sie müssen nicht alles wissen. Los! Vorwärts!«

Sie nahmen denselben Weg wie Stunden vorher Amanda Harris.

Im Innenhof sah Leblanc sich aufmerksam um. Alles wirkte bedrückend. Vor allem in der aufkommenden Morgendämmerung.

Sie betraten die ehemalige Empfangshalle der alten Fabrik.

»Chagall«, begann Leblanc von Neuem, »was soll das Ganze?«

Statt einer Antwort vernahm der Inspektor das Knacken des Revolverhahns. »Ich Sorge nur für Verschwiegenheit.«

Die Detonation des Schusses hallte ohrenbetäubend

in den Fabrikwänden wider.

Aber nicht Chagall hatte geschossen.

Der sackte in die Knie und polternd fiel der Revolver auf den mit löcherigem Linoleum ausgelegten Boden.

Leblanc starrte im aufkommenden Tageslicht, das sich den Weg durch die schmutzigen hohen Fenster suchte, auf den noch leicht zuckenden Chagall.

Dann zuckte seine rechte Hand zum Pistolenhalfter. Gleichzeitig ging er in die Hocke.

Er vernahm sich entfernende Schritte. Irgendwo im Bereich des Ganges.

Leblanc hetzte hinterher, konnte aber nur noch einen schwachen Schatten erkennen.

Er kehrte zu dem Toten zurück. Dann schaute er in den dunklen Gang, in dem er vage einige Türen wahrnehmen konnte. Aus einer ragte ein Bein heraus.

Mit gezogener Waffe bewegte er sich vorsichtig dorthin.

Der Tote mochte wohl um die achtzig Jahre sein. Genau über der Nasenwurzel befand sich ein kleines Loch.

»Verflucht!«, spie der Inspektor aus. »Was wird hier gespielt?«

*

Amanda Harris zuckte zusammen, als sie den Schuss vernahm.

Der Schweiß lief ihr in Bächen vom Körper. Sie ver-

hielt in der Kletterpartie in dem Eisengerüst. Jeden Moment erwartete sie einen Angriff.

Als nichts weiter passierte, erklimm sie die nächsten Eisenstreben. Sie blickte nicht in die Tiefe. Wenn sie abstürzte, würde sie sich um den Aufprall keine Gedanken machen müssen.

Da detonierte der zweite Schuss.

»Scheiße!«, entfuhr es ihr.

Bewegungslos verhiet sie erneut.

Was ging da oben vor sich?

Sie wartete fünf Minuten. Ihr Atem beruhigte sich. Dann erklimm sie die letzten fünf Meter und erreichte die Gittertür. Sie ließ sich aufdrücken.

Ihr Blick fiel in den Gang, an dessen zweiter Hälfte sich immer mehr das Morgenlicht einen Weg suchte.

Die Gestalt sah sie nur wie einen Scherenschnitt.

Sie zog die 44er.

»Halt!«, donnerte ihre Stimme im hundertfachen Echo durch den weiten Korridor.

Die Gestalt blieb stehen.

»Mademoiselle Harris?«, kam es da gedämpfter.
»Hier ist Leblanc.«

»Inspektor, ich komme.«

Dann standen sie voreinander.

»Was machen Sie da unten? Allein? Das ist leichtsinnig.«

Amanda grinste schief, was man vermutlich kaum sehen konnte. »Das ganze Leben ist Leichtsinn, mein Guter.« Dann fragte sie ernst: »Haben Sie geschossen?«

Leblanc verneinte. »Ein Toter liegt dort hinten in einem Durchgang. Chagall wollte mich entführen und umbringen. Da erschoss ihn ein Unbekannter und flüchtete.«

»Wie?«, entfuhr es der Agentin. »Chagall? Weshalb?«

Sie gingen in einen helleren Bereich.

»Keine Ahnung«, setzte Leblanc an. »Sie haben ihn doch besucht. Hat er Ihnen etwas gezeigt?«

»Ja«, kam es zögernd über Amandas Lippen.

Der Inspektor nickte. »Er sagte mir etwas wie ›sie kennt eine Person aus der Zeit‹. Oder so ähnlich.«

Amanda spürte einen Kloß im Hals. »Das stimmt.«

Leblanc blieb ruckartig stehen. »Diese Person muss dann uralt sein. Oder?«

Die Agentin fuhr sich durch das Haar. »Eben nicht. Nach dem, was ich da unten sah, schwant mir etwas. Und auch aus einem anderen Erlebnis.«

Sie hatten den unbekanntem Toten erreicht. Man erkannte das zerfurchte Gesicht eines wohl Achtzigjährigen.

Amanda bückte sich und ging dann voll in die Hocke. Sie streifte den rechten Ärmel der desolaten Uniformjacke zurück und dann den Hemdsärmel. Deutlich sah man die SS-Tätowierung.

»SS«, kommentierte Leblanc.

Amanda kam wieder hoch. »Nazi? Ja, aber ... Sehen Sie mal die Hautverfärbungen.«

Leblanc bückte sich nun ebenfalls. »Sieht aus, wie ... ja.« Er rieb sich das Kinn.

»Eine Verstrahlung«, vollendete die Agentin.

Der Inspektor richtete sich auf und blickte Amanda fest an. »Mademoiselle Harris, sollte ich etwas wissen?«

Die Paraforce-Agentin atmete zweimal durch. »Können wir irgendwo schon einen Kaffee trinken?«

Leblanc überlegte. »Ich denke schon. Etwa einen Kilometer von hier hat eine Brasserie sicher schon auf.«

Amanda wandte sich zum Gehen.

»Moment«, kam es da von Leblanc. »Ich muss die Mordkommission anrufen.«

Amanda schüttelte den Kopf. »Warten Sie damit, bis ich Ihnen einiges erzählt habe.«

Vierzig Minuten später – bei frischem Kaffee und Croissant – sah Leblanc die Agentin an, als käme sie von einem anderen Stern.

»Die Nazis sollen von hier ein Zeitreiseprogramm gestartet haben?«

Der Inspektor lehnte sich mit geschlossenen Augen weit zurück. »Jetzt erzählen Sie mir nicht auch noch, der alte Adolf wäre mit einem Ufo getürmt!«

Amanda zündete sich eine Zigarette an. Sie brauchte das jetzt. Sie inhalierte tief und blickte durch den Rauch in eine imaginäre Ferne.

»Ich weiß, dass es völlig verrückt klingt. Ich sähe das auch so, wenn nicht ...«

Leblanc beugte sich wieder vor. »Wenn nicht was?«

»Ich bin bereits früher damit konfrontiert worden. Die Amerikaner experimentieren seit 1947 oder 1948 damit herum. Das völlig Verrückte dabei ist, dass die-

ses Versuchsprogramm hier aus der Zeit von 1943 stammt und vermutlich seinen Ursprung in der Jetztzeit hat. Desgleichen kenne ich die Erfinderin, wenn es auch eher zufällig passierte.«¹

Leblanc wandte sich um und rief der Bedienung zu: »Einen doppelten Cognac! Nein, einen dreifachen!«

Er hatte bereits vieles erlebt, aber das ging weit über sein Auffassungsvermögen hinaus.

Den Cognac kippte er in einem Zug.

Dann sah er Amanda lange an. Endlich kam es leise, kaum vernehmbar: »Wenn ich nicht wüsste, dass Sie eine intelligente Frau sind, ich würde Sie verhaften lassen.«

Amanda lächelte still, aber mit ernstesten Augen. »Ich mich auch.«

Es dauerte noch zwei bis drei Minuten, bis der Inspektor sich wieder in der Gewalt hatte. »Bon! Ich höre mir das mal an.« Dann kniff er etwas die Augen zusammen. »Dieser Verein, für den Sie angeblich tätig sind ...«

»Nicht angeblich – es ist so. Rufen Sie Ihren Innenminister an.«

Leblanc schluckte erkennbar. »Einen Teufel tu ich! Was ist das für ein Laden?«

Amanda Harris brauchte kompetente Unterstützung und so weihte sie Leblanc ein.

Er hörte zu und schwieg.

Er schwieg auch noch, als Amanda längst geendet

¹ Siehe Paraforce Band 16 und 26

hatte. Er musste das Gehörte erst verarbeiten.

Merde! Er war ein Bulle! Hatte schon die tollsten Dinge bearbeitet. Kannte jede Ausrede von Verbrechen. Aber das hier?!

Nach langen Minuten kam es heiser: »Diese Person, ich meine, die Sie kennen. Wer ist das?«

Nun schloss Amanda die Augen. »Das möchte ich noch für mich behalten. Vorläufig! Ich weiß, dass sie nicht Sympathisantin des Dritten-Reich-Clans war. Ich weiß auch, dass sie schon 1935 als junge Physikerin über bestimmte Dinge nachdachte – ohne es richtig zu wissen.«

»Woher wollen Sie *das nun* so genau wissen?«

»Weil ich bereits durch die Zeit gereist bin. Auch unfreiwillig.«

Im Blick des Inspektors materialisierte sich geistig die Zwangsjacke.

»Warten Sie«, kam es von Amanda und sie tippte in ihr Mobiltelefon eine geheime Codewahl ein.

»Lady Amanda«, vernahm sie wenig später aus dem Gerät. Sie hatte den Lautsprecher zugeschaltet. Da sie sich allein in der Brasserie aufhielten – die Theke war weiter entfernt – bestand keine Gefahr.

Sie gab einen kurzen Lagebericht.

Dann: »Sir, ich brauche Leblanc zur Unterstützung. Bitte sprechen Sie mit ihm.«

Sie reichte dem Inspektor das Gerät.

Als er es zurückgab, zitterte seine Hand leicht.

Man merkte ihm an – er fühlte sich wie in einem Science-Fiction-Film. Seine Wangenmuskeln mahlten.

Dann entrann ein tiefer Seufzer seiner Brust.

Er bestellte einen weiteren dreifachen Cognac. Erst dann blickte er Amanda wieder an.

»Die Geschichte nehme ich mal so, wie sie ist«, kam es dann. Seine Finger trommelten auf der Tischplatte. »Sie wollen also noch mal da runter?« Es klang eher wie eine Feststellung.

Amanda bestätigte das.

»Sie denken ernsthaft, diese ... Apparatur lässt sich noch aktivieren?«

Amanda nahm den Rest ihres Kaffees. »Möglich ist es.«

»Sie wissen aber nicht, was passiert.«

Amanda schüttelte den Kopf. »Deshalb benötige ich eine Vertrauensperson, die sich im gegebenen Fall mit der Paraforce-Zentrale in New York in Verbindung setzt.«

Leblanc lachte rau auf. »Falls ich bis dato nicht ins Irrenhaus eingeliefert worden bin.«

Amanda schrieb ihm den Code auf einen Zettel. »Damit legitimieren Sie sich.«

Der Inspektor starrte auf die Kombination aus Buchstaben und Ziffern.

»Ich mache das jetzt wirklich hier ...«, seufzte er.

Er steckte den Zettel in seine altmodische Brieftasche. Dann begann er – das Rauchverbot so missachtend wie Amanda vorhin – seine Pfeife zu stopfen. Dabei wollte er wissen: »Weshalb sprechen Sie nicht mit dieser Person, die Sie doch scheinbar sehr gut kennen?«

Amanda stützte das Kinn in die rechte Handfläche.
»Ich muss erst wissen, was damals hier passiert ist.«

»Dieser tote Scotland-Yard-Mann war der Geschichte damals – dreiundvierzig – auf der Spur?«

Amanda wandte den Blick wieder zu dem Inspektor. »Davon gehe ich aus.«

»Aha! Weshalb taucht jetzt seine Leiche in diesem Haus auf?«

Die Agentin zuckte die Achseln. »Das vermag ich noch nicht zu beantworten.«

*

Leblanc sah zu, wie Amanda Harris wieder über das Gitterkonstrukt in den Schacht stieg. Wenn er beschreiben sollte, was ihm durch den Kopf ging, er hätte es nicht ausdrücken können.

Nach dem Kaffee waren sie in ein Hotel gefahren, dessen Besitzer er gut kannte. Dort hatte Amanda geshaut und er hatte ihr einen aus der Zeit des Krieges stammenden deutschen Kampfanzug besorgt. Dazu Munition für die 44er Magnum sowie einen Schalldämpfer. Des Weiteren umgerechnet zweitausend Euro in Reichsmark.

Er hatte alle Beziehungen genutzt, ohne etwas zu verraten.

Der Kegel der großen Stablampe reichte fast bis zum Boden des Schachtes. Das erleichterte den Abstieg. Bald stand sie wieder vor der Schalttafel.

Das mysteriöse Licht aus den versteckten Schächten

in dem Gang glomm immer noch. In dem blauen Schein lief Amanda zu dem torpedoförmigen Objekt. Irgendwie kam es ihr bekannt vor.

Es knirschte, als sie es von der Wand wegzog und zum anderen Ende des Ganges bis kurz vor die rote Linie schleifte.

Sie fand verrostetes Werkzeug und schraubte Sitz und Gurthalterungen wieder fest. Die Anzeigeuhr – sie erinnerte an ein vorsintflutliches Manometer – besaß ein gesprungenes Glas. Der Zeiger hing auf dem 28. November 1943 fest.

Amanda kramte in ihrem Gehirn.

Konferenz in Teheran. US-Präsident Franklin D. Roosevelt, der britische Premier Winston Churchill und der sowjetische Staatschef Josef Stalin hatten sich dort getroffen. Unter anderem wurde die Invasion in der Normandie geplant.

Hatte dieses Experiment damit zu tun?

Irgendwo hatte sie auch gelesen, dass die Deutschen einen Anschlag auf Churchill planten, um das Kriegsruder herumzureißen und die Alliierten zu schwächen.

All right! Sie konnte keine andere Einstellung vornehmen, vorausgesetzt, dieses Ding da draußen war eine Zeitkapsel.

Sie ging zu der Schalttafel zurück. Dort legte sie einen großen Doppelhebel um. Dazu benötigte sie alle Kraft, sodass sie fast mit dem ganzen Körper an dem Hebel hing.

Mehrere Dinge passierten gleichzeitig.

Diverse Armaturen leuchteten auf. Zeiger schwangen von der Nullstellung auf einen Bereich, der als dicker roter Strich gekennzeichnet war.

Im mittleren Bereich erkannte sie verschiedene Kippschalter. Sie waren mit Zahlen bezeichnet. Daneben an einem Haken hing ein deutscher Stahlhelm nebst einer blaugetönten Schutzbrille. Sie setzte beides auf.

Da die Agentin nicht wusste, welchen Zweck diese Schalter besaßen, legte sie alle um.

Das blaue Licht in dem Tunnel verstärkte sich.

Im rechten Bereich leuchtete eine Uhr. Ein rundes Zifferblatt mit Zeigern und einem Stellzeiger wie bei einem altmodischen Wecker.

Die Paraforce-Agentin schloss die Augen.

Konnte irgendetwas mit solchen Steinzeit-Armaturen funktionieren?

Dann überlegte sie, dass Strom-Stellwerke aller Städte genauso ausgerüstet gewesen waren und man damit arbeiten konnte.

Sie musste sich gedanklich von der digitalen Welt lösen.

An einer großen Stellschraube mit Bakelit-Ummantelung ließ sich die Uhr stellen. Sie verglich die Uhrzeit mit ihrer digitalen Spezialuhr. Dann stellte sie den dünnen Zeiger auf drei Minuten.

Unter einer hochklappbaren Glasscheibe befand sich ein roter Knopf. Wie bei einem Feuermelder.

Amanda holte tief Luft und drückte diesen Knopf. Er rastete ein.

Ein helles, sich immer mehr verstärkendes Summen erklang.

Die Agentin lief zu dem torpedoähnlichen Schlitten, setzte sich und zog die Gurte fest. Sie überzeugte sich vom festen Sitz des Helmes und zog die Brille über den Augen noch einmal zurecht.

Das Summen wurde zu einem Zirpen. Es schmerzte in den Ohren.

Ohne Vorwarnung raste der Schlitten wie auf einem Katapult los. Amanda sah die Wand, die sich immer mehr vergrößerte. Sie krallte sich in dem Sitz fest. Sie schloss die Augen und erwartete den tödlichen Aufprall ... doch plötzlich schien sie zu schweben.

Die Agentin öffnete die Augen und sah Lichter, die einer sich rasch bewegenden Galaxy glichen.

Dann Schwärze ... ein Aufprall.

Ein Gurt riss und die Agentin rutschte aus dem Sitz. Sie überschlug sich mehrfach und landete in relativ weichem Gras. Neben ihr knallte der Schlitten vor eine Backsteinmauer.

Etwas schlug gegen den Schutzhelm und raubte ihr für einen Moment die Sinne.

Als sich ihr Blick klärte, sah sie nur Gras und um sich herum meterhohes Unkraut.

Amanda brauchte fünf volle Minuten, um sich vorsichtig aufzurappeln.

Leichter Rauch stieg von dem demolierten Schlitten auf.

Die Agentin kam auf die Knie. Sie vernahm entfernt Befehle in deutscher Sprache. Diese hatte sie auf der

Universität gelernt. Deutsche Literatur im Leistungskurs.

Mehrere Hunde bellten. Vermutlich patrouillierten hier Wachen.

Schnell zog sie die 44er und setzte den Schalldämpfer auf. Nun sah sie sich erst vorsichtig um.

Die Backsteinmauer gehörte zu einem Gebäude.

Amanda erkannte die Umgebung. Sie lag neben dem Toreingang zum Innenhof des Fabrikgeländes. Sie blickte auf ihre digitale Armbanduhr.

Das Zifferblatt zeigte ... nichts.

Klar – die Uhr wurde über einen Satelliten gesteuert, den es noch nicht gab.

»Scheiße!«, stieß sie halblaut aus.

Sie kam in die Senkrechte und verstaute ihr langes Haar neu unter dem Helm, um nicht von Weitem als Frau erkannt zu werden.

Langsam ging sie auf die Ecke des Torbogens zu, als sie mit einem Soldaten zusammenstieß.

»Verdammt!«, rief dieser aus, um dann Haltung anzunehmen. »Verzeihung, Frau Stabsärztin«, kam es dann und er nahm Haltung an. »Was machen Sie hier draußen?«

Amanda schaltete sofort. »Etwas nachsehen.«

»Die Versammlung ist in Raum sechzehn«, sagte der Soldat noch und marschierte weiter.

Der Agentin war es eben noch gelungen, die 44er hinter dem Rücken zu verstecken.

In Gedanken gratulierte sie Leblanc, der die richtige Uniform erhaschen konnte.

Sie wartete, bis der Soldat sich wohl hundert Meter entfernt hatte, dann lief sie zu dem Torpedoschlitten zurück. Sie riss büschelweise Unkraut aus dem Boden und warf dieses über das Wrack. Sie hoffte, dass man das Ding nicht sofort finden würde.

Sie steckte die Waffe so tief in die Tasche der Kampfanzughose, dass man den Schalldämpfer nicht erkennen konnte.

Vorsichtig betrat sie den Innenhof. Da sah sie noch zwei Frauen in ähnlicher Kleidung.

Sie hütete sich, gesehen zu werden, denn es hätte jemandem auffallen können, dass sie nicht zu dieser Truppe gehörte. Getarnt durch Strauchwerk näherte sie sich den beiden Frauen.

»... immer was Neues«, stieß eine eben hervor. »Wieso brauchen wir eine andere Chefärztin? Laura ist schon so lange dabei. Sie könnte das spielend übernehmen.«

Die andere steckte sich eine filterlose Zigarette an. Durch den Rauch murrte sie: »Berlin muss immer dazwischen funken. Arschgeigen!«

»Wann soll sie kommen?« fragte die erste wieder.

»In einer Stunde glaube ich.«

»Weißt du, wie sie heißt?«

»Nee, soll aber ein Biest sein.«

Amanda zog sich zurück. Sie überlegte. Wenn diese Ärztin mit dem Wagen kam – was wahrscheinlich war – musste sie über die Dorfstraße kommen.

Die Agentin entwickelte einen Plan.

*

Niemand hörte den Schuss. Nur der Fahrer des Mercedes zuckte etwas zusammen, als der Reifen vorn plötzlich platt war. Er bremste scharf.

Amanda saß auf dem Vordach eines Hausanbaus – gedeckt durch einen mächtigen, wenn auch entlaubten Baum.

Als der Fahrer fluchend ausstieg, hörte sie, wie eine befehlsgewohnte Frauenstimme rief: »Was ist los, Unteroffizier Paulsen?«

»Reifenpanne, Frau Oberstabsärztin.«

Amanda rutschte von dem Vordach, als der Fahrer sich zu dem kaputten Rad hinter den Kotflügel beugte. Sie riss die Fondtür auf und rutschte auf den Sitz. Sie hielt der Frau in der Wehrmachtsuniform die 44er vor die Nase und zischte: »Kein Laut oder Sie sitzen im Reichshimmel!«

Aus den Gesichtszügen der Blonden wich das Blut.

Man hätte die Frau als ganz apart bezeichnen können, wenn nicht ein leicht grausamer Falteneinschnitt um die Mundwinkel ausgesagt hätte, dass sie mitleidlos sein konnte.

Nun – vielleicht wurde man bei der Armee so.

»Ich rutsche jetzt tiefer. Wenn Sie sich etwas anmerken lassen, schieße ich ohne Vorwarnung. Egal, wen ich aufschrecke!«

Die Rückenlehnen der Vordersitze verbargen den *blinden Passagier*.

Der Fahrer kam wieder aus der Hocke hoch und

sagte: »Es tut mir leid. Ich muss das Rad wechseln. Das dauert etwas.«

Amanda raunte der Frau zu: »Sagen Sie ihm, Sie würden den Rest laufen.«

Die Frau im Sitz räusperte sich und tat, wie ihr geheißen.

»In Ordnung«, kam es zurück. »Ich bringe dann den Wagen.«

Als der Mann zum Kofferraum ging und diesen aufklappte, konnte er die Fondtüren nicht einsehen.

»Hinter mir aussteigen. Aber schnell!«, zischte die Agentin.

Der Fahrer war intensiv damit befasst, Wagenheber und Werkzeug aus dem Kofferraum zu nehmen, dass er nicht mitbekam, wie Amanda die Ärztin in einen Hauseingang stieß.

»Kein Laut!«

Die Tür rastete ins Schloss.

In dem Hausflur roch es nach altem Kohl und anderen Dingen.

Die Oberstabsärztin – Amanda las den Namen Deborah Hinze auf dem Namensschild hinter dem Reichsadler – lehnte leichenblass an der gekachelten Hauswand.

Amanda Harris steckte die Waffe ein. Sie strich sich eine vorwitzige Haarsträhne aus der Stirn.

»Es tut mir leid, Stabsärztin Hinze, aber es gab nur diese Möglichkeit, um Ihren Fahrer abzulenken.«

Der Gesichtsausdruck der Frau wechselte zu einem einzigen Fragezeichen.

»Käthe Jürgens vom SD. Im Auftrag Berlins hierher beordert. Geheime Mission. Sie müssen mich als Ihre Assistentin in die Fabrik einbringen.«

Die Deutsche schnappte nach Luft. »Verflucht! Weshalb sollte ich das tun?«

Amanda lächelte. »Weil der Reichsführer das möchte. Dies ist der unauffälligste Weg. Es besteht der Verdacht, dass Mitglieder der Resistance einen Anschlag auf ein streng geheimes Projekt planen. Ein Projekt, welches den Ausgang des Krieges bestimmen wird.«

Die Oberstabsärztin verzog das Gesicht. »Woher weiß ich, dass nicht *Sie* ein Spion sind?«

Amanda lächelte noch intensiver. »Weil ich Sie noch nicht umgebracht habe. Von der Verwaltung aus können Sie aber gerne die Bestätigung aus Berlin einholen. Rufen Sie Heinrich Himmler direkt an. Denn nur ihm bin ich Rechenschaft schuldig.«

Amanda merkte, wie es hinter der Stirn der Frau arbeitete. Endlich nickte sie. »Gut! Gehen wir!«

Sie gingen die Straße entlang – der Fahrer war mit dem Wechsel des Rades beschäftigt.

Die Wache am Eingang der Fabrik salutierte. Die Ankunft der Oberstabsärztin war bekannt.

»Keine Kontrolle eines Passierscheins?«, wunderte sich Amanda.

Dr. Hinze sah sie schelmisch an. »Kein kleiner Gefreiter will Ärger mit dem Führerhauptquartier.«

Sie schritten durch den Gang zum Hof. »Verstehen Sie etwas von Medizin?«

Nun lachte Amanda. »Ich habe unter anderem in

Historik und Medizin promoviert. Gleichfalls bin ich Pathologin.«

»Holla!«, rief Dr. Hinze aus und blieb stehen. Sie blickte Amanda neugierig an. »Dann sind Sie beim SD?«

»Ich lernte jemanden an der Charité kennen. So ergab es sich.«

Die Oberstabsärztin hob eine Augenbraue. »Charité ... in welcher Funktion waren Sie dort?«

In Amandas Kopf schrillte eine Alarmanlage. *Die Hinze war auch dort* - schnellte es durch Amandas Gehirn.

»Assistenzärztin in der Notaufnahme. Ich wurde von Ägypten nach Berlin versetzt.«

Amanda atmete auf, als die Ärztin ihr auf die Schulter klopfte. »Ich wäre in Ägypten geblieben.« Dann beschleunigte sie ihre Schritte wieder.

*

Beim SS-Kommando der Fabrik – Obersturmbannführer Michaelson – gab es keinerlei Probleme. Auch machte Dr. Hinze keine Anstalten, in Berlin anzurufen. Trotzdem blieb Amanda wachsam.

»Mein Quartier ist in der dritten Etage«, hatte sie gesagt. »Platz genug für zwei und...«, sie hatte gelächelt, »... ein eigenes Bad.«

Zwei Tage befand sie sich nun hier. In der Arztpraxis gab es den normalen Betrieb. Bisher hatte Amanda noch keinen Einblick in irgendwelche Geheim-Etagen

nehmen können.

Zwar hatte sie versucht, den ihr bekannten Gang im Erdgeschoss aufzusuchen, war aber dann von Wachen mit Hunden aufgehalten worden.

»Ich suche das Verbandszimmer«, hatte sie sich herausgeredet. »Ich kenne mich noch nicht aus.«

»Erster Stock«, wurde sie unwirsch verwiesen.

Als Dr. Hinze zu einer internen Besprechung musste, nutzte Amanda das aus, um auf dem Hof eine Zigarette zu rauchen.

Es wimmelte von SS-Leuten. Ein Zeichen, dass es sich hier um eine besondere Anlage handelte.

Trotzdem gelang es ihr, auf einem Umweg die Lagerhalle zu erreichen. Eine kleine Seitentür zeigte sich unverschlossen. Die Angeln quietschen leicht. Die Agentin schlüpfte hindurch.

Nur diffuses Licht drang durch schmale Oberlichter. Zuerst fielen ihr die mit weißen Tüchern abgehängten Einteilungen auf.

Außer ihr hielt sich niemand in der Halle auf. So schlug sie einen Vorhang zurück, um in einen dieser kabinenähnlichen Räume zu sehen, da stockte ihr Herzschlag.

Was sie hier auf den ersten Blick als medizinisch sah, entpuppte sich beim zweiten Blick zu etwas ganz anderem.

Hier wurde kein Schmerz gelindert. Hier wurde er auf gemeinste Art zugefügt.

Sie erkannte Zahnarztbestecke mit Blut. Einen Stromgenerator und weiteres, was der Peinigung von

Gefangenen zuzuordnen war.

Amanda stieß die Luft aus. Sie befand sich im Folterzentrum der Besatzer.

Da vernahm sie Stiefelschritte an der Haupttür. So schnell es ging, huschte Amanda wieder aus der Halle. Sie erreichte den Hof, steckte sich schnell noch eine Zigarette an, um nicht aufzufallen, und schritt gemächlich zum Torbogen der Fabrik.

Unauffällig ging sie zu dem Punkt, an dem sie die Torpedo-Kapsel versteckt hatte. Sie lag noch unentdeckt unter dem Unkrautberg.

Zehn Minuten später befand sich die Agentin wieder in der Arztpraxis. Da tauchte auch Dr. Hinze wieder auf.

»Besonderheiten, Dr. Jürgens?«

Amanda verneinte.

Die Stabsärztin blickte ihr Gegenüber scharf an. »Woher wissen Sie eigentlich von möglichen Spionen?«

Amanda zuckte die Achseln. »So viel mir bekannt, hat das beim Verhör ein Franzose ausgesagt.«

Nun lachte die Stabsärztin laut auf. »Ausgesagt?!« Sie trat an das hohe Fabrikfenster und blickte auf den Hof. »Waren Sie schon einmal bei einem ... Verhör dabei?«

Amanda verneinte, obwohl sie es einmal hautnah erleben musste. Das musste Hinze aber nicht wissen.

»Glauben Sie mir Dr. Jürgens, da erzählen Sie, was man hören will.«

»Sind Sie schon dabei gewesen?«

Die Stabsärztin wandte sich um. »Ja! Gezwungenermaßen! Medizinisch hatte ich festzustellen, welche Foltern der Delinquent noch ertragen konnte, ohne zu sterben.«

Ein Schauer schien die Frau zu durchlaufen.

Amanda stellte fest, dass diese Ärztin nicht so abgebrüht war, wie sich äußerlich gab.

»In diesem Fall hat es ja gewirkt«, kam es gespielt kalt über Amandas Lippen.

»Tja!«, kam es sarkastisch. »Vielleicht! Hat man mit einem Schraubstock seine Hoden zerstört?«

Angewidert schlug sie mit der flachen Hand auf den Tisch. »Nun denn, hoffen wir, dass Sie dem Reichsführer ein Sonnenschein sind.«

Damit verließ sie den Raum.

Amanda starrte einige Sekunden auf die geschlossene weiße Tür.

Dann gab sie sich einen Ruck. Von Oberstabsärztin Hinze drohte im Moment keine Gefahr.

Am Nachmittag brachte man einen kleinen bebrillten Mann in lädiertem grauen Kittel in die Praxis. Er befand sich in Begleitung eines Militärpolizisten. Amanda sah die schwarzverfärbte Hand des Patienten.

»Ein kleiner Unfall, Frau Stabsärztin«, erklärte der Polizist und schob den kleineren Mann zu einem Stuhl. Dessen Gesichtszüge zeigten sich verzerrt von großen Schmerzen.

»Wie ist das passiert?«

»Das müssen Sie nicht wissen! Verbinden Sie ihn!«,

schnarrte der Polizist.

Nun, da war er bei der Agentin an der falschen Adresse.

»Raus!«, kommandierte sie.

Der *Kettenhund* machte große Augen. »Das kommt nicht infrage.«

Amanda baute sich vor dem fast zwei Meter großen Mann auf.

»Sie haben die Wahl: Sie gehen freiwillig oder ich rufe persönlich meinen Cousin den Reichsmarschall in Berlin an. Dann können Sie es mit ihm besprechen.«

Ob der Drohung und des eisigen Klangs der Stimme wurde der Mann blass und verließ die Praxis.

Der Patient blickte Amanda ängstlich an.

»Wie heißen Sie?«

»Johann de Vere, Frau Stabsärztin.«

Amanda hob die Augenbrauen. »Holländer?«

Der Kleine nickte und zupfte mit der unverletzten Hand an seiner runden Brille.

»Jetzt sagen Sie mir, was passiert ist.« Dabei ergriff sie die schwarzverfärbte Hand. Im selben Moment zuckte sie zurück.

Die Hand war eiskalt und eisenhart.

De Vere schrie kurz vor Schmerz auf.

»Welche Funktion haben Sie hier?«, wollte Amanda wissen, als sie sich etwas gesammelt hatte.

»Ich bin ... Physiker. Unten im Labor, im vierten Untergeschoss.« Es kam heiser und stotternd.

Amanda zog leicht die Augen zusammen. »Es ist also beim Experiment passiert?!« Sie lachte rau. »Halten

Sie mich nicht für blöde und unwissend. Also?»

Der Wissenschaftler machte große Augen. »Sie wissen ...?«

»Sonst wäre ich nicht hierher abkommandiert«, kam es kalt zurück.

Wortlos – leicht zitternd – streckte der Mann die Hand aus.

Was Amanda sah, vermochte sie nur schwer zu verarbeiten. Diese menschliche Hand war – wie auch immer – mit einem Stück Metallgeländer verschmolzen.

Das Metall steckte nicht in der Hand – es gehörte molekular zu ihr. Fest verbunden.

Nur eine schnelle Amputation würde das Leben des Mannes retten können.

Sie griff zu dem schwarzen Telefon, nahm den Hörer ab und betätigte die Kurbel. Wenig später sprach sie mit der leitenden Schwester der Chirurgischen Abteilung.

»Oh Gott!«, rief de Vere aus. »Nicht amputieren!«

Amandas Blick signalisierte Mitleid. »Tut mir leid, aber das ist Ihre einzige Überlebenschance. Der Wundbrand setzt in zwei Stunden ein.«

Dann setzte sie sich auf die Tischecke und blickte den kleinen unglücklichen Wissenschaftler an. »Steht das Geheimlabor noch unter der bekannten Leitung?«, fragte sie in hartem Ton.

Der Kleine nickte. »Dr. Coventree – ja.«

Obwohl sie es gehaut hatte, musste Amanda sich an der Tischkannte festhalten.

Das hatte Soams sagen wollen!

Da klopfte es an die Praxistür und der Wachoffizier öffnete nur zwei Sekunden später.

»Dr. Jürgens, ich muss den Mann wieder mitnehmen.«

Amanda rutschte vom Tisch. »Der Mann wird gleich notoperiert. Sagen Sie das unten.«

Der Polizist räusperte sich. »Tut mir leid – der Mann kommt mit.«

Amanda sah, wie er zu seiner Pistolentasche griff.

»Wenn ich nicht operiere, ist er morgen tot.«

»Das ist er gleich schon«, kam es gleichgültig.

Amanda erschrak innerlich.

So behielt man Geheimnisse. Es gab nur Menschen, die funktionierten, oder sie wurden eliminiert.

Amanda wandte sich um. Ihre Augen fixierten den Glasschrank.

»Nun gut! Aber warten Sie noch eine Minute.«

Sie öffnete den Schrank und ergriff eine Injektionspritze. *Morphium 85%* stand dort drauf.

Sie ging damit auf den Wissenschaftler zu. »Damit er Ihnen nicht unterwegs wegkippt.«

Dicht neben de Vere stand nun der Polizist.

Als die Nadel tief in die Uniform drang, war es für ihn zu spät.

Mit einem rechten Haken, in den Amanda ihre ganze Kraft legte, schickte sie den Burschen *auf die Bretter*.

Dann jagte sie ihm den gesamten Spritzeninhalt in den Armmuskel.

De Vere schrie auf.

»Halten Sie die Klappe!«, herrschte Amanda ihn an.

»Ich rette gerade Ihr Leben!«

*

Amanda hatte die Leiche des Wachoffiziers mittels eines Wäschewagens in einer Abstellkammer verschwinden lassen.

Mochten sie doch suchen.

Gegen sieben Uhr trafen sich alle aus den Bürobereichen in der großen Kantine zum Essen.

Amanda saß mit Dr. Deborah Hinze an einem Tisch. Zwei Nachrichten-Offizierinnen hatten sich hinzugesellt.

Da man sich schon von flüchtigen Begegnungen kannte, kam schnell ein allgemeines, ungezwungenes Gespräch zugange.

Die Oberstabsärztin fragte irgendwann beiläufig: »Gibt es besondere Ereignisse, die uns hier zur Vorsicht bewegen müssten?«

Die junge Frau neben Amanda – sie schätzte sie auf Mitte zwanzig – schüttelte den Kopf. »Nein, heute nur der normale Depeschenverkehr zwischen Berlin und uns. Allerdings läuft das im Moment nicht mehr über Rom als Relais-Station, sondern über Madrid.«

Dr. Hinze hob eine Augenbraue. »Wieso das?«

Die junge Frau zuckte die Achseln. »Man gab uns nur die Frequenz. Mehr Informationen haben wir nicht.«

Sie schaute zu ihrer Kollegin. »War in deinem Funkverkehr etwas?«

Diese schüttelte den Kopf. »Ich bin ja mehr für Weiterleitungen in den Nahen Osten zuständig. Allerdings ...«

Die Oberstabsärztin wirkte konzentriert. »Allerdings was?«

Die junge Frau hob etwas die Schultern an. »Ich weiß nicht, ob ich es erwähnen soll ...«

Dr. Hinze lächelte. »Vielleicht ist es wichtig für unseren Standort.«

»Na ja, ich will keinen Ärger und möglicherweise irre ich mich auch. Wir morsen ja und ich erkenne zwanzig Morsecodes.« Sie wandte sich Dr. Hinze zu. »Sie müssen wissen, jeder Funker hat so seine Eigenarten. Geschwindigkeit, Abbrüche zwischen den Zeichen ... Jedenfalls kann man erkennen, wer es ist, wenn man mit der Station schon zu tun hatte.«

Deborah Hinze nahm einen Schluck Wein. In der Kantine hier wurde man gut versorgt und man befand sich in Frankreich.

»Ich erhielt eine Sendung aus Warschau. Mittendrin änderte sich der Ton. Zwei kurze, langgezogene Pfeiftöne und ... Ach, ich bilde mir das ein!«

»Reden Sie, Funkerin Berger!«, forderte die Oberstabsärztin. Sie hatte den Namen auf dem Schildchen am Revers der Uniform gelesen.

»Normal sind das Morse-Frequenzen. Sprechfunk funktioniert nur über kurze Distanzen und wird anders gelagert. Jedenfalls glaube ich, eine Stimme zweimal gehört zu haben.«

Dr. Hinze wurde ungeduldig. »Menschenskind -

das ist von Bedeutung. Was sagte die Stimme?«

Die Funkerin legte das Besteck weg und faltete ihre Hände.

»Es war englisch und hörte sich an wie: CPT, hörst du mich? Dann Pause. Weiter: Bullshit! Ich verliere sie ...«

Als Amanda CPT vernahm, zuckte sie zusammen. Glücklicherweise bemerkte es keiner.

Deborah Hinze beugte sich eng zu der Funkerin heran. »Haben Sie wirklich CPT gehört?«

»Jedenfalls klang es so.«

Die Oberstabsärztin schwieg einen Moment. Dann erhob sie sich. »Ich muss mit Obersturmbannführer Michaelsen sprechen. Vielleicht haben die Briten einen neuen Geheimdienst.« Zu der Funkerin gewandt sagte sie noch: »Sie melden es sofort, wenn sich so etwas wiederholt. Das ist ein Befehl!«

»Jawoll, Frau Oberstabsärztin!«, kam es zurück.

Amanda blieb noch sitzen.

CPT! Hatte Paraforce Kontakt aufgenommen? Leblanc konnte die Organisation in London nicht kennen.

Sie wandte sich an die Funkerin. »Welche Frequenz war das? Oder hat eine andere Frequenz die normale überlagert?«

Die Angesprochene rieb sich hinter dem linken Ohr. »Es stimmt schon, dass mein Frequenzanzeiger wie verrückt pendelte. Genaues konnte ich aber nicht feststellen.«

Amanda nickte. Dann widmete sie sich seelenruhig

dem Dessert, obwohl sich in ihrem Innern mächtige Unruhe breitmachte.

Sie verließ nach zehn Minuten die Kantine.

Sie musste handeln. Wenn Michaelsen sich mit Berlin in Verbindung setzte, konnte auch beiläufig ihre Tarnung auffliegen.

So schnell und so unauffällig es ging, suchte sie die Chirurgische Abteilung auf. Sie fand das Krankenzimmer von Johann de Vere schnell. Dieser lag noch in tiefem Schlaf. Das Chloroform und die Morphin-Dosis ließen ihn sein Umfeld nicht wahrnehmen.

Rasch öffnete sie den Spind und durchsuchte seine Sachen. Sie fand eine schmale Lochkarte. Sie enthielt den Zugangscode zum Labor. Jetzt musste sie nur an den Wachen vorbei kommen.

In der Praxis steckte sie zwei Spritzen ein, die sie mit einem Gemisch von Morphinum und Luminal füllte. Das Mittel hatte sie pulverisiert und vorher im Morphinum aufgelöst.

Eine sofort wirkende tödliche Dosis.

Sie zog sich mit Dr. Hinze in die Wohnung zurück. Gegen elf Uhr erklärte sie: »Ich muss noch mal etwas frische Luft schnappen.«

Die Oberstabsärztin nickte. »Passen Sie aber auf. Die Wachen lassen um diese Zeit schon mal die Hunde frei laufen. Bissige Viecher!«

Auf den Fluren begegnete ihr niemand. Auch unten nicht. Die Agentin tastete nach der 44er. Wenn möglich, würde sie keine Einschusslöcher hinterlassen. Das gab ihr Zeit.

Sie folgte dem Flur und dabei tat sie so, als ob sie die Beschilderung der Türen studiere. So näherte sie sich dem Durchgang, der von einer Doppelwache gesichert wurde.

Amanda atmete auf, als sie keine Hundeführer entdeckte.

Einer der Männer machte einen Schritt vor.

»Frau Stabsärztin – haben Sie sich verlaufen?«

Amanda setzte ein erschrecktes Gesicht auf. »Oh, man sagte mir, die Registratur sei hier hinten.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Nein, da sind Sie nur bedingt richtig. Sie müssen genau den Gang ein Stockwerk höher nehmen.«

»Oh«, machte sie und deutete zur Tür. »Gibt es dort eine Treppe nach oben?«

»Nein, junge Frau. Das hier ist absolute Sperrzone.«

»Entschuldigung. Ich kenne mich noch nicht so aus.«

Ehe der Mann etwas merkte, hatte er die halbe Dosis der Spritze in den Oberschenkel bekommen. Er wollte etwas rufen, aber die Injektion lähmte die Sprechmuskeln. Bevor er schwankte, hatte Amanda dem zweiten Wachmann die andere Dosis verpasst.

Es dauerte knapp zehn Sekunden, dann stürzten beide schwer zu Boden.

Schweiß stand auf der Stirn der Agentin, als sie beide Leichen aus dem schwachen Lichtkreis zog.

Wachablösung war in sechs Stunden. Das musste sie schaffen!

Dann öffnete sie die Tür mit der Aufschrift *SPERR-*

GEBIET und huschte hindurch.

Genau, wie sie ihn kannte, verlief der Gang. Sie sah den Paternoster, fuhr zwei Etagen tiefer und nach knapp fünf Minuten stand sie vor dem Gitteraufzug.

Der Korb stand oben. Vermutlich hatte jemand seine Schicht vor Kurzem beendet.

Langsam und lautlos ließ sie sich nach unten gleiten. Trotzdem rechnete sie damit, dass jemand die Kettenbewegungen sehen könnte.

Doch sie erreichte unbeschadet den Boden des Laborstockwerks.

Licht aus nicht erkennbaren Quellen brachte fast Tageslichtoptik nach hier unten.

Ihr begegnete kein Mensch.

Waren alle in ihren Quartieren?

Auch diese mussten für das Wissenschaftspersonal hier unten sein.

Vorsorglich hielt sie die 44er bereit. Mit dem Loch-Code öffnete sie das Schott.

Verschiedene kleine Glühlampen flackerten an der ihr bekannten Schalttafel.

»Nicht bewegen - sonst sind Sie im Jenseits«, erklang da ganz ruhig eine Stimme hinter der Agentin.

Diese wusste genau, wem sie gehörte.

»Hallo Joyce«, kam es über Amandas Lippen. Sie bewegte sich nicht.

Ein paar Sekunden war es still. Dann kam es zögernd: »Sollte ich Sie kennen?«

»Kann ich mich umdrehen?«, fragte Amanda leise zurück.

»Erst, wenn Sie die Pistole auf den Tisch gelegt haben.«

Amanda tat es und drehte sich langsam um.

Da stand Joyce Coventree – wie damals. Nur acht Jahre älter. Sie trug wieder einen weißen Kittel. Dazu ein Namensschild mit dem Reichsadler.

Die Wissenschaftlerin musterte ihr Gegenüber.

»Eine Stabsärztin ... aber ich habe Sie noch nie getroffen. Was tun Sie hier unten?«

Amanda fixierte den Bereich hinter Dr. Coventree. Nein, da war niemand.

»Ich könnte sagen: Fragen Sie Himmler. Oder den Führer. Ich denke aber, Sie mögen beide nicht.«

Die Augen der Frau mit der schulterlangen blonden, ungebändigten Haarmähne zogen sich zusammen. »Stabsärztin Käthe Jürgens. Sie geben merkwürdige Äußerungen von sich.«

»So bin ich erstaunt, Sie hier zu sehen. Sie sind Britin. Im Dienste des Auslands-Aufklärungsdienstes.«

Die Waffe in der Hand der Wissenschaftlerin ruckte etwas höher.

Amanda fuhr fort: »Sie befassen sich im Auftrag der Reichsführung mit der Möglichkeit der Zeitreise. Nun, das hatten wir beide doch schon. Existiert die von Ihnen entwickelte Zeitmaschine noch?«

Joyce Coventrees Blick wirkte auf einmal irritiert.

So sprach Amanda weiter: »Wenn Sie sich mit dem Zeitkontinuum auskennen ... wir trafen uns in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.«

»Was reden Sie da für einen Unsinn?!«, brach es aus

der Frau heraus.

Ohne auf die Waffe zu achten, ging Amanda zurück zu dem Arbeitstisch, auf dem zahlreiche Schaltpläne lagen. Sie ergriff einen Zettel und den daneben liegenden Bleistift und schrieb ihren Namen auf. Die Notiz reichte sie dann der blonden Frau.

Mit zusammengezogenen Augenbrauen las sie, was dort stand.

Es wäre ein Leichtes gewesen, ihr nun die Waffe zu entwenden. Aber Amanda unterließ es.

Joyce Coventree wandte sich seitwärts zu einer kleinen geschützten Gasflamme. Eine Art Bunsenbrenner. Sie hielt das Papier daran, ließ den brennenden Rest zu Boden fallen und trat dann die Asche auseinander. Dann deutete mit ihrer Waffe zu dem Gang mit dem Aufzug.

»Sie sollten verschwinden, bevor der Sicherheitsdienst Ihnen eine Sonderbehandlung verpasst.«

Amanda nickte und ging an Joyce Coventree vorbei.

»Morgen nach Mitternacht am Geräteschuppen acht«, vernahm die Agentin noch.

Sie stieg in den Eisenkorb und hangelte diesen über das Rollensystem aufwärts.

Die toten *Kettenhunde* lagen noch da, wo Amanda sie hingezogen hatte.

Ungesehen erreichte sie ihr Quartier. Der Aufstand erfolgte um sechs Uhr am Morgen.

*

Amanda und Dr. Hinze erwachten von den lauten Befehlsrufen und dem Trampeln der Stiefel.

»Was ist da los?«, wollte die Oberstabsärztin verblüfft wissen.

Da wurde die Tür zu der Wohnung aufgerissen. »Alles auf dem Hof antreten! Sofort!«

Schnell zogen die beiden Frauen sich an, wuschen sich kurz und erschienen mit unzähligen anderen auf dem Hof. Es nieselte leicht und es war unangenehm kühl.

»Verdammt! Was ist hier los?«, zischte Amanda, obwohl sie es wusste.

Der Hof wurde komplett von Wachsoldaten mit Gewehren abgeriegelt.

Obersturmbannführer Michaelsen baute sich in der Hofmitte auf.

»Herrschaften, wir haben einen oder mehrere Saboteure in unseren Reihen. Es sind zwei Soldaten des SS-Wachbataillons ermordet worden.«

Ein Raunen ging durch die Menge.

»Du hattest also recht«, zischte Dr. Hinze neben Amanda.

»Ruhe!«, rief Michaelsen. »Ich werde sogleich eine Meldung nach Berlin machen. Des Weiteren werden alle hier anwesenden Personen gründlich überprüft!«

Bullshit!, durchzuckte es Amanda. Sie saß in der Falle. Schließlich besaß sie keinerlei Legitimation.

»Bis dahin alles an die Arbeit!«

Lady Coventree kam nahe an Amanda vorbei. »Es bleibt dabei«, flüsterte sie.

Der Hof leerte sich schnell.

Amanda überlegte, wie sie reagieren sollte, falls Michaelsen sich in Berlin informierte. Stündlich danach rechnete sie mit einer Verhaftung.

Aber nichts passierte.

Das Abendessen verlief ruhig, außer dass Dr. Hinze ins Kommandobüro beordert wurde.

Gegen Mitternacht konnte sich Amanda auf den Hof schleichen.

Langsam ging sie zu dem Schuppen hinüber, als sie urplötzlich am linken Arm ergriffen und zu einer Buschgruppe gezogen wurde.

»Hier ist ein Durchgang! Schnell!«

Nach zehn Schritten standen sie auf einem schmalen Pfad. Gemildertes Licht einer Hoflampe schnitt das Antlitz von Joyce Coventree aus dem Dunkel.

»Nachdem Sie weg waren, liefen in meinem Kopf recht dubiose Bilder ab. Dann kam die Erinnerung, aber sie ist sehr verschwommen. Sie tauchten damals auch in meinem Labor auf.«

»Ja, wir haben Lady Marlow ihren irren Plan vereitelt. Das Labor unter dem Schloss flog in die Luft und wir jagten getrennt irgendwo in den Zeitebenen herum«, erklärte Amanda. Sie holte tief Luft. »Es mag jetzt völlig verwirrend klingen, aber wir werden uns auch in der fernen Zukunft kennen. Beide werden wir für die UN-Organisation Paraforce tätig sein.«

Joyce Coventree zog die Augen zusammen. »UN?«

»Die gibt es noch nicht. Erst nach der Kapitulation Deutschlands. Erst nach 1945.«

Lady Coventree fuhr sich mit beiden Händen durch das Gesicht. »Wie sehne ich das Ende dieses unseligen Krieges herbei!«

»Wieso bist du hier?«, schoss Amanda die Frage ab.

Die Lady nahm die Hände runter. Statt zu antworten, fragte sie leise: »Kennen wir uns gut in der Zukunft?«

Amanda nickte und erklärte: »Wir sind Freundinnen.«

»In welcher Zukunft? Wie weit in der Zukunft?«

Amanda sagte es ihr.

Joyce Coventree prallte zurück. »Das ... kann nicht sein. Dann ... dann bin ich über ...«

Amanda ergriff ihre rechte Hand. »Nein! Bist du nicht! Frage mich nicht, warum, aber durch diverse Zeitsprünge und Zeitebenen bist du gerade mal siebenzig.«

Die Wissenschaftlerin schüttelte den Kopf. »Das ist gegen jede physikalische Logik.«

»Wenn Einsteins Thesen vom gekrümmten Raum stimmen, nicht.«

Joyce Coventree atmete heftig. »Werde ich mich erinnern?«

Amanda zuckte mit den Schultern. »Möglicherweise wie eine Traumsequenz. Ich weiß es nicht. Aber jetzt zu meiner Frage!«

»Ich arbeitete für die OSS in Frankreich. Unser Stützpunkt wurde eingenommen. Meine Kollegen wurden interniert oder umgebracht. Man wusste aber wohl von meinem Ruf als Physikerin und verschiede-

nen Experimenten. Ich will es kurz machen. Man garantierte mir mein Leben, wenn ich an einem speziellen Programm mitarbeiten würde, das Einstein und Oppermann bereits in Angriff genommen hatten. Der Tarnname lautet GLOCKE.«

Amanda stieß einen erstaunten Ruf aus. »Darüber rätselt man heute noch. Ich meine, in meiner Zeit.«

Die Wissenschaftlerin blickte zu Boden. »Ich weiß, dass es noch viele Rätsel gibt. Unser Wissensstand ist nicht der letzte.«

Joyce schaute sich um. Dann sagte sie schnell: »Geh in das Café *À l'étoile de Mer*. Rue Cardin. Das ist zwei Blocks weiter. Du musst eine Botschaft überbringen. Das Projekt hier dient dazu, einen tödlichen Virus in die Vergangenheit zu bringen. In das Jahr 1941. Am 9. August treffen sich Franklin Delano Roosevelt und Winston Churchill auf der HMS Prince of Wales. Am 10. August wird das Virus platziert.«

»Oh Lord!«, stieß Amanda aus.

»Niemand wird überleben«, erklärte die Physikerin.

Die Paraforce-Agentin würgte etwas. »Das funktioniert?«

Lady Coventree zuckte die Achseln. »Zu achtzig Prozent. Das ist schon gefährlich genug.«

»Du machst da mit?«

Joyce lachte freudlos. »Hast du mal einen Blick in die Überredungskammern geworfen?«

Amanda schwieg.

»Also, du nimmst den Seiteneingang. Dort trifft sich die Resistance und Agenten aus England. Harry So-

ams ist meine Kontaktmann. Von Scotland Yard. Der transferiert die Nacht zu unserer Außenstelle in der Bretagne. Juliette Trové leitet dort die Kommandostelle des OSS der Amerikaner.«

Amanda blies die Backen auf. »Wie finde ich Soams?«

Joyce Coventree lächelte. »Er legt gerne Tarot-Karten. Ein Erkennungszeichen.«

Als Amanda zögerte, erklärte die Physikerin: »Als Stabsärztin wird dich keiner der *Kettenhunde* aufhalten.«

Als Amanda immer noch zögerte, zischte Joyce Coventree: »Es ist überlebenswichtig! Für den Rest der Welt! Ich muss zurück.« Damit drehte sie sich um und verschwand hinter dem Buschwerk.

Die Paraforce-Agentin musste die Information erst einmal verdauen. Sie schlug den Armee-Mantel enger um die Schultern. Es war kalt geworden. Vermutlich würde es auch Schnee geben.

Dann gab sie sich einen Ruck. Sich vorsichtig verhaltend machte sie sich auf den Weg. Sie wollte nicht unbedingt in der Ausgangssperre auffallen. Trotz ihres Dienstranges könnte es Rückfragen geben.

Sie lief – immer im Schatten von Häusern oder Buschwerk – die lange Straße entlang. Sie gelangte an einen Abzweig, da prallte sie zurück. Sie hatte eben noch vor der Doppelpatrouille in einem Türeingang verschwinden können.

Abwartend blieb sie in ihrer Deckung. Erst, als die schweren Stiefelschritte fast verhallt waren, schob sie

sich vorsichtig wieder auf die Straße.

Sie benötigte vierzig Minuten bis zu dem Café.

Sie huschte in eine Toreinfahrt, um erst einmal die Umgebung zu beobachten.

Das Café *À l'étoile de Mer* lag im Dunkeln. Aber Joyce hatte von einem Seiteneingang gesprochen.

Eben beabsichtigte sie die Straße zu überqueren, als sie ein fester Griff zurückriss.

Da jagte auch schon ein mit sechs Soldaten besetzter Kübelwagen heran und hielt mit quietschenden Bremsen vor dem Café.

»Bleiben Sie ruhig, wenn Sie nicht der Gestapo in die Finger fallen wollen!«, zischte es hinter der Agentin. Diese wandte den Kopf und erkannte im Halbschatten Deborah Hinze.

Amandas Körper spannte sich in allen Sehnen.

»Ich bin nicht ihr Feind«, kam es schnell über die Lippen der Oberstabsärztin.

Auf der anderen Straßenseite traten die Soldaten die Eingangstür ein und stürmten das Café.

Rufe erklangen – Schüsse fielen.

»Man hat heute Morgen ein Mitglied der Widerstandsbewegung erwischt«, kam es gepresst von Dr. Hinze. »Michaelsen hat sie selbst in die Mangel genommen.«

Amandas Brustkorb schien eine Eisenzwinge zu umschließen. »Sie?«

»Michelle Gresco. Ein führendes Mitglied der Resistance. Stammt aus Marseille und konnte dort der Geheimpolizei gerade so entkommen. Einem SS-Mann

ist sie aufgefallen, als sie einkaufen ging. Zwar gut getarnt, aber ... Der SS-Mann war damals in Marseille dabei, als dort ein Widerstandsnest ausgehoben wurde. Er hat es vor zwei Tagen nach Berlin gemeldet.«

Ein Armee-Lastwagen rauschte heran. Wohl zehn Soldaten sprangen vor dem Café ab. Dann sah Amanda, wie zahlreiche Menschen – Frauen und Männer – aus dem Ladenlokal getrieben wurden. Brutal mit Hieben von Gewehrkolben.

Dr. Hinze zog Amanda weiter in den Hauseingang zurück.

»Weshalb sind Sie hier?«, kam es unterdrückt von Amanda.

»Aus demselben Grund wie Sie.«

Amanda zuckte zusammen. »Was?«

Die Hinze lachte leise. »Sie sind so wenig vom SD in Berlin wie ich von der Wehrmacht.«

Amandas rechte Hand zuckte zur 44er.

»Lassen Sie das!«, kam es scharf. »Ich weiß nicht genau, wer Sie sind, aber Sie arbeiten für die Engländer.«

Drüben erhob sich Lärm. Dann sah Amanda entsetzt, wie zwei Männer erschossen wurden.

»Wir können nichts tun«, knurrte die Oberstabsärztin.

Die beiden Toten wurden zu den Gefangenen auf den Lkw geworfen, dann fuhr der Trupp ab.

Dr. Hinze atmete spürbar auf. »Der Spuk ist vorbei!«

Nun wandte sich Amanda der Frau vollends zu. »Weshalb tun Sie das?«

Deborah Hinze angelte in ihrer Uniform nach einer Zigarette. Dann deutete sie zu dem Café.

»Wir können da rein. Heute kommt keiner mehr.«

Wenig später *verrammelten* sie die aufgebrochene Tür. Dr. Hinze sicherte auch die Seitentür hinter einem Vorhang.

Die Inneneinrichtung zeigte sich mehr oder weniger verwüstet.

»Aber der Herd und die Kaffeekanne sind noch ganz«, witzelte Dr. Hinze.

»Sie kennen den Laden«, kam es feststellend von Amanda.

Die Oberstabsärztin nickte. »Ich war zweimal inkognito hier. Eine Freundin gehört zum Widerstand. Zum Glück ist sie gestern nach Paris abgereist.«

Sie angelte zwei Becher aus einem Regal und schenkte Kaffee ein.

Einen reichte sie Amanda.

Diese sagte nun ernst: »Sie sind mir noch eine Antwort schuldig.«

Dr. Hinze deutete auf einen runden Tisch. »Setzen wir uns.«

Sie zündete sich eine neue Zigarette an und reichte Amanda das Päckchen.

Nach zwei Zügen erzählte sie: »Meine Schwester wurde in Dachau interniert und ... ermordet.«

Amanda nahm einen Schluck Kaffee und blickte Dr. Hinze abwartend an.

»Nun - seitdem halte ich geheimen Kontakt zum britischen Geheimdienst. Als Oberstabsärztin be-

kommt man einiges mit.«

Sie fuhr sich über das Kinn. »Übrigens konnte ich verhindern, dass Michaelson Erkundigungen über Sie in Berlin einholt.«

Die Paraforce-Agentin schaute ihr Gegenüber scharf an. »Was wissen Sie über Dr. Coventree?«

Deborah Hinze beugte sich vor. »Sagen Sie mir erst, wer Sie sind.«

Amanda Harris presste die Lippen zusammen. Doch dann erklärte Sie: »Sie werden mich für verrückt halten.«

Dr. Hinze zog eine Augenbraue hoch und legte den Kopf etwas schief. »Also?«

»Gut. Mein Name ist Amanda Harris. Ich bin Engländerin und arbeite für eine Organisation, die erst 2008 gegründet wird.«

Die Oberstabsärztin wechselte den Gesichtsausdruck. War es erst amüsiert, wurde es nun ungläubig. Sie blickte die Sprecherin an. Es dauerte eine volle Minute, bis es tonlos kam: »Das ... ist ... jetzt ... ein verdammter Scherz?!«

Amanda zog die 44er aus der Tasche. Dr. Hinze wurde bleich. Amanda schüttelte schnell den Kopf und legte die Waffe auf den Tisch. »Sehen Sie sich den Prägestempel an.«

Zögernd griff die Oberstabsärztin nach der Waffe und blickte unter den Abzugsbügel.

»Magnum-Pistole Desert Eagle 1990«, las sie halblaut.

»Für mich eine absolute Präzisionswaffe«, kam es

leise von Amanda.

Deborah Hinze legte die Waffe wieder zurück. Mit hohler Stimme kam es dann: »Also, das muss ich ...« Sie fuhr sich mit beiden Händen durch das Haar. Dann sah sie zwischen den beiden Händen Amanda an. »Ein Scheißtrick des SD?«

»Wäre ich vom SD, lägen Sie jetzt tot auf diesem dreckigen Boden«, kam es hart von der Paraforce-Agentin.

Sie gab der Oberstabsärztin noch eine Minute Zeit. Dann fragte Sie erneut: »Was wissen Sie über Dr. Coventree?«

Deborah Hinze blickte immer noch verwirrt.

»Dr. Joyce Coventree ... Sie ist Engländerin. Sie soll wohl unterstützend an neuen Waffensystemen mitarbeiten.«

»Sie arbeitet an einem Geheimprojekt. Das Projekt GLOCKE.« Leise fuhr Amanda fort: »Eventuell auch GLOCKE II.«

Dr. Hinze knetete ihre Finger. »Davon ist mir nichts bekannt. Ich weiß nur, dass man Wissen von annektierten Chemikern und Physikern nutzen will. In Deutschland sind zu viele Fabriken zerstört. Deshalb macht man das hier.«

Amanda wedelte mit dem rechten Zeigefinger. »Man macht es hier, weil es abgelegener ist.«

Da vernahm sie das Geräusch eines vor der Tür haltenden Wagens.

»Sie kommen zurück!«, rief Dr. Hinze.

»Licht aus!«

Deborah Hinze spurtete zum Schalter.
Dunkelheit senkte sich über den Raum. Sie lauschten.

Stiefel vor der Tür!

»Dort rüber!«

Amanda ergriff eine Hand der Oberstabsärztin und zog sie in einen Bereich, in dem sie einen Vorhang gesehen hatte. Dabei kniff sie das rechte Auge zu und ... konnte scharf sehen.

Unwillkürlich hielt sie den Atem an. Sie hatte sich an ihre Fähigkeiten seit der Notoperation immer noch nicht gewöhnt²

Sie konzentrierte sich auf die Tür und diese verschwamm vor ihr. Bis ins Details sah sie nun zwei Soldaten vor einem Kübelwagen stehen. Sie blickten unschlüssig auf die Tür. Sie sprachen miteinander.

Die Paraforce-Agentin schloss beide Augen und senkte das Kinn tief auf die Brust.

»... ist keiner mehr. Das Rollkommando war gründlich«, sagte einer der beiden.

»Gut. Im Spezialverhör erfahren wir mehr. Aufsitzen und zurück! Das Haus wird gleich gesprengt!«

Amanda entspannte sich. »Sie fahren zurück. Zwei Mann.«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich habe es ge...« Sie brach ab.

Tatsächlich rührte ein Motor auf und es wurde dann wieder still.

² Siehe Paraforce Band 35

»Wir müssen raus! Sie wollen gleich das ganze Haus sprengen.«

»W...was?«

Amanda erfasste die Hinze fest. »Kein Kommentar! Seitentür!«

Eine Minute später standen sie in der Seitengasse und schauten vorsichtig auf die menschenleere Straße.

Amanda deutete zu dem kleinen verwilderten Park.

Diesen hatten sie eben erreicht, als ein Kastenwagen über das grobe Pflaster rumpelte.

»Hocke dich hinter den Baum da und stelle keine Fragen!«, zischte Amanda.

Sie ließ den Wagen herankommen. Als er fast die Höhe von Amandas Versteck erreicht hatte, schloss sie fest das rechte Auge und spannte den linken Oberarmmuskel an.

Ein stiller Beobachter hätte gesehen, wie das linke Auge der Agentin rötlich zu glühen begann. Dann schoss der Laserstrahl genau auf das Führerhaus des Wagens zu.

Es geschahen mehrere Dinge gleichzeitig.

Gleißend rotes Licht hüllte den Kopf des Fahrers ein. Der verriss das Steuer. Der Wagen kam von der Fahrbahn ab und knallte vor einen Alleebaum.

Die folgende Detonation des geladenen Sprengstoffs musste man im gesamten Ort hören.

Amanda und die Oberstabsärztin wurden zurückgeschleudert.

Als sich der beißende Rauch in grauen Nebel verwandelte, den der Wind durch die volle Straßenslänge

trieb, sah man nur einen gewaltigen Bombenrichter im Pflaster. Gleichzeitig bröckelte gegenüber in großen Flächen die Hausfassade.

Amanda sprang hoch und hustete. Dann fasste sie Dr. Hinze fest am rechten Oberarm an und stieß aus: »Jetzt weg hier!«

Völlig außer sich folgte die Frau der Agentin wie ein willenloses Kind.

Da dröhnte in der wohl einen Kilometer entfernten Fabrik eine Sirene auf. Vermutlich dachte man an einen Jägerangriff.

Eine Feuersäule schoss hinter ihnen hoch. Der Restsprengstoff explodierte. In diesem Moment flog etwas an den beiden Frauen vorbei und knallte gegen einen Baumstamm.

Ein abgetrenntes Bein mit rauchenden Uniformfetzen.

Die Oberstabsärztin schlug plötzlich mit den Armen um sich. Amanda bekam einen Schlag vor die Stirn. Eine halbe Sekunde war sie benommen. Dann schlug sie die Hinze knockout.

Sich die Frau kurzerhand über die Schulter werfend hetzte sie weiter, bis sie das Dickicht vor der Fabrik erreichten. Dort ließ sie ihre *Fracht* ins Gras gleiten.

Schwer atmend machte Amanda Freiübungen, bis sich ihre Lunge beruhigte.

Deborah Hinze kam zu sich, benommen fuhr sie sich durch das Gesicht. Dann starrte sie Amanda mit flackernd irren Augen an.

»Bist du ein ... ein Marsmensch?«, würgte sie her-

vor.

Trotz der Situation lachte die Agentin auf.

»Mars? Nee. Aber mit Weltraumtechnik liegst du richtig, Verehrteste.«

Sie reichte der Oberstabsärztin die Hand. »Komm hoch und beruhige dich. Ich erkläre dir alles später. Nur so viel: Alles was ich kann und vor allem, dass ich überhaupt noch lebe, habe ich Joyce Coventree zu verdanken.«

Deborah Hinzes Lippen bewegten sich wie bei einem Fisch auf den Trockenen.

»Coventree?«, kam es dann verständnislos.

Amanda lächelte. »Sie lebt sowohl hier wie auch in der Zukunft. Aber fang dich! Wir müssen etwas unternehmen, damit der Krieg nicht zu einer Partei driftet, die besser ausgeschaltet würde. Das ist doch auch in deinem Sinne.«

Mit weit aufgerissenen Augen nickte die Hinze.

»Dann los! Durch die versteckte Gasse ins Quartier.«

*

Auf dem Hof der geheimen Fabrik und in deren Inneren herrschte Aufruhr. Die Sirene hörte endlich auf zu heulen und Obersturmbannführer Michaelsen kam aus der Lagerhalle gerannt. Gefolgt von einigen SS-Schergen.

Amanda entgingen nicht die Blutspritzer, die einige im Gesicht trugen.

»Ihr ward wohl gerade bei der Arbeit, ihr Dreck-

spack!«, stieß Amanda aus.

Michaelsen schrie etwas, was sich wie: »Antreten! Verfluchte Bande!« anhörte.

Alles schrie und redete durcheinander. In einer Ecke sah Amanda Joyce Coventree. Sie lief zu ihr herüber.

»Die Gestapo war schneller«, zischte sie der Wissenschaftlerin ins Ohr.

Diese wurde blass.

»Wir schaffen das auch anders«, setzte die Agentin nach.

»Schnauze!«, donnerte die Stimme des Obersturmbannführers über die Menge.

In diesem Moment rauschte ein schwarzer Mercedes Typ 770 mit der Reichsstandarte auf den Hof.

Alle Augen richteten sich dorthin. Der Fahrer in Wehrmachtsuniform eilte hinter dem Lenkrad hervor und riss die linke Fondtür auf.

Heraus stieg ... Heinrich Himmler.

Er blieb steif stehen, rückte seine Nickelbrille zu-recht, verschränkte die Arme hinter dem schwarzen Armee-Mantel und schaute über die Versammlung.

Obersturmbannführer Michaelsen kam auf ihn zu und nahm Haltung an.

»Guten Tag, Herr Reichsführer!«, schnarrte er.

Himmler nickte nur und trat in die Mitte des Hofes.

»Was ist hier los?«

Amanda beobachtete, wie die dunkelblonde Frau aus dem Wagen ausstieg. Irgendwie glaubte Amanda, sie zu kennen.

»Michaelsen, haben Sie das nicht unter Kontrolle

hier?«

Der Obersturmbannführer wirkte sichtlich nervös. Er machte Meldung von den Vorkommnissen.

Der Reichsführer funkelte ihn an. »So! Sie waren nicht in der Lage, das im Vorfeld zu verhindern? Sie wissen nicht, was die Explosion ausgelöst hat? Sie wissen nicht, ob Spione uns sabotieren? Traurig, Obersturmbannführer!«

Michaelsen wollte etwas sagen, da knurrte der Reichsführer: »Ich werde selbst die Untersuchung leiten.« Er wandte sich der Menge zu. »Alle wieder an die Arbeit!« Seine Stimme hätte ganz Frankreich vereisen können. Dann wandte er sich an Michaelsen: »Dafür bekommen Sie keinen Orden vom Führer!«

Damit ging er zielsicher auf den Eingang der Fabrik zu. Michaelsen folgte wie ein getretener Hund.

Die Versammlung löste sich langsam auf.

»Wir sehen uns gleich in der Praxis«, sagte Dr. Hinz und ging immer noch verstört gleichfalls auf den Eingang zu.

Lady Coventree kam nahe an Amanda vorbei. »Was jetzt?«, flüsterte sie.

»Nerven behalten!«

Der Fahrer des Mercedes ließ den Motor an. Er parkte den gepanzerten Wagen an einer Baumgruppe. Dann stieg der Fahrer aus, zündete sich einen Zigarillo an und lehnte sich gemächlich an den vorderen linken Kotflügel. Als der Hof fast leer war, kam er langsam auf Amanda zu.

Das Gesicht lag durch die Schirmmütze im Schatten.

Kurz vor der Agentin blieb er stehen und hielt dieser die Schachtel mit den Zigarillos hin.

Dann sagte er leise, dass nur Amanda es hören konnte: »So sieht man sich wieder, Schätzchen.«

Beim Klang der Stimme konnte Amanda nicht verhindern, dass sie merklich zusammenzuckte und leicht schwankte.

»Bleib locker«, kam es belustigt.

Durch Amandas Gehirn schossen tausend Blitze. »Olivia«, stammelte sie.

»Fang dich«, kam es gezischt. »Alles unter Kontrolle.«

Mit etwas zitternden Fingern griff die Paraforce-Agentin nach einem der braunen Tabakstäbchen.

Olivia Metaxa kicherte. »Dein Freund Leblanc hat nicht lange gefackelt. Er rief Blackstone an und dieser unsere Lady.«

»Aber ... aber wie ...«

»Wie wir hierher gekommen sind?« Die Mexikanerin kicherte erneut. »Als Sheila vernahm, dass ihre Mom in der Vergangenheit etwas auskochte, hat sie deren Haus in Yorkshire durchsucht und fand im Safe gut behütet ein interessantes Teil.«

Amanda, etwas ahnend, schüttelte den Kopf. »Wie kann das Ding noch existieren? Es muss hier sein. Bei Joyce!«

Olivia zuckte die Achseln. »Frag mich was Einfaches. Das Ding heißt Raum-Zeit-Krümmen und kann demnach in zwei Ebenen sehr wohl existent sein. Aber was geht hier vor?«

»Das will ich ja herausfinden. Aber zum Henker, wie konntet ihr euch an den Reichsführer ranmachen?« Ihre Stimme signalisierte pure Verblüffung und Unglauben.

»Maravillosas formas«, kam es orakelhaft über die Lippen der Mexikanerin. »Slim McCane ist eben ein hervorragender Schauspieler. Feiert gerade riesige Erfolge mit Richard III.«

Als sie Amandas zuckende Augenlider sah, bemerkte sie: »Alter Kumpel von Sheila. Für jedes Abenteuer zu haben.«

»Und die Begleiterin des ... äh ... Reichsführers?«

»Sylvana Bush. Eine Top-Kollegin mit schon etwas besonderen Fähigkeiten und Ausbildung. Schauspielerschule, Literatur- und Linguistikstudium in Yale, beherrscht die perfekte Maskerade, zudem ist sie leicht paranormal veranlagt. Sie erkennt, ob jemand lügt.« Sie lachte. »Kannste Blackstone empfehlen.«

Olivia tippte an ihre Chauffeurs-Mütze und schlenderte zum Wagen zurück.

Amanda rauchte gemächlich den Zigarillo, dann kehrte sie in die Praxis zurück.

Dort traf sie auf eine völlig desorientierte Oberstabsärztin am Schreibtisch sitzend. Sie goss sich eben einen riesigen Cognac ein.

»Gib mir auch einen!«, forderte Amanda. Deborah Hinze hielt ihr die Flache hin. Amanda angelte ein Glas aus dem Arzneischränk.

»Ich weiß nicht, wer du bist«, kam es krächzend über die Lippen der Oberstabsärztin. »Aber jetzt

hängt auch noch der Reichsführer SS hier herum. Wenn der dich erwischt, hängst du splinternackt an den großen Zehen und schreist dir unter der Bullenpeitsche die Seele aus dem Leib.«

Amanda musste kichern.

Die Hinze hob den Kopf. »Du scheinst mir irre zu sein«, knurrte sie.

Amanda schüttelte den Kopf. »Mach dir um mich keinen Kopf. Alles ist unter Kontrolle.«

»Gott!«, stöhnte Deborah Hinze nur.

Da wurde die Praxistür aufgerissen. Der Reichsführer und Michaelsen standen dort. Himmler rief: »Dr. Hinze, Dr. Jürgens – folgen Sie uns!«

Gefolgt von zwei SS-Leuten ging es den Gang entlang bis zu der Tür, die nun von vier Soldaten bewacht wurde. Michaelsen verlor kein Wort über die toten Wachen. Jedenfalls jetzt nicht. Vermutlich hatte er Angst, er würde sofort erschossen.

Nach wenigen Minuten hatten sie den Gang mit dem Kettenaufzug erreicht.

Der Reichsführer wandte sich an Amanda. »Dr. Jürgens, Sie kommen zuerst mit mir. Dann Dr. Hinze und der Obersturmbannführer. Die anderen bleiben als Wachen hier oben. Sie schießen auf jeden, der hier eindringen will. Egal – wer! Verstanden?«

»Jawoll, Herr Reichsführer!«

Amanda stand nun in dem Käfig ganz nah an dem Uniformierten. Nun erst erkannte ihr geschulter Blick die gut angepasste Perücke und die exakt aufgelegte Theaterschminke. Vermutlich hatte Michaelsen das in

seiner Aufregung nicht wahrgenommen.

Unten angekommen nahmen alle Anwesenden SS-Kontrollen Haltung an. Amanda erkannte, dass bestimmte Wissenschaftler zitterten.

Joyce Coventree kam auf den vermeintlichen Reichsführer zu.

Der Korb wurde wieder nach oben geholt, dann folgten Dr. Hinze und Michaelsen.

Himmler verschränkte in seiner üblichen Art die Arme hinter dem Rücken.

Er blickte Joyce Coventree fest an. »Wie laufen die Vorbereitungen?«

Joyce sah kurz Amanda an, dann räusperte sie sich. »Wir haben Probleme mit der exakten Zielführung. Es gibt mögliche Abweichungen.«

Der Reichsführer schob das Kinn vor.

Amanda zollte dem Schauspieler innerlich volle Hochachtung. In Berlin wäre er mit der Rolle nicht durchgekommen. Aber hier ...

»Abweichungen. Aha! Wann bekommen Sie das in den Griff?«

Joyce zuckte die Achseln. »Das kann ich noch nicht übersehen.«

In diesem Moment krachten Schüsse in der oberen Etage.

Alles zuckte zusammen. Dann vernahm man dumpfe Geräusche aus dem Gestänge des Gitteraufzugs.

Michaelsen hatte seine Dienstpistole gezogen. Ebenfalls die SS-Wachen.

Da sprang eine Gestalt aus dem Eisengestänge.

Ein Mann nur mit einer Hose bekleidet, mit einem aufgequollenen Gesicht, das von harten Schlägen den Beweis führte, und er sprang den Reichsführer an. Der taumelte. Die Hände des Mannes umkrallten Himmlers Hals.

Amanda zog ihre 44er und schlug dem Angreifer auf den rechten Unterarm.

»Aufhören Sloane!«, rief sie.

Der lockerte seinen Griff. Blickte irritiert zu der Sprecherin.

Da detonierte ein Schuss aus der Waffe eines SS-Mannes. Die Kugel streifte den linken Unterarm Sloanes. Der schrie auf. Dann stürmte er auf die Schalttafel zu und schlug auf einen Knopf.

Ein SS-Mann stürzte hinterher, wurde aber Joyce Coventree festgehalten.

»Was ist hier los?«, kreischte der Obersturmbannführer.

Da rutschten wohl zwanzig Elite-Soldaten das Gestänge herunter. Sie richteten ihre Maschinenpistolen auf die gesamte Gruppe.

»Keiner bewegt sich!«, schrie einer in der Uniform eines Oberstleutnants.

Als einer der SS-Laborwachen etwas sagen wollte, streckte ihn ein Schuss einfach nieder.

Der Korbaufzug rasselte.

Jemand befand sich darin. Allein!

Der Korb hielt und das Gittertor öffnete sich.

Heraus stieg ... Heinrich Himmler.

Er schaute sich um, sah zu seinem Doppelgänger

und grinste böseartig. Dann blickte er Obersturmbannführer Michaelsen an. »Schon interessant, wenn ich von Charroux anrufe und höre, dass ich schon hier bin.«

Dann wandte er sich an den Oberstleutnant: »Festnehmen! Die ganze Bande!«

*

Sie saßen dicht gedrängt in einer Wellblechhütte. Es war kalt. Nur eine öde Glühbirne spendete an einem herabhängenden Kabel Licht.

Slim McCane saß neben Amanda. »Wo ist Olivia? Wo ist Sylvana?«, flüsterte er.

Mit der verschmierten Schminke und ohne die Perücke ähnelte er im Moment einer Tunte. Er stöhnte leicht auf. Die Wunde musste schmerzen.

»Ich denke im Moment gut versteckt.«

Auf der anderen Seite saß Lady Coventree. »Wie weit ist Ihr Gerät einsatzbereit?«

Die Wissenschaftlerin seufzte. »Ich habe eben nicht gelogen, als ich von der Abweichung sprach.«

Da rannte ein SS-Mann auf sie zu. »Schnauze halten!« Er wollte mit dem Gewehrkolben ausholen, da ließ ihn etwas in Amandas Mimik stoppen. Er verzog die Mundwinkel und knurrte: »Befehl vom Chef!«

Sie schwiegen.

Da wurde die Tür zum Schuppen geöffnet und ein Major blickte hindurch.

»Alles in Ordnung, Grevenbroich?«

Der Angesprochene nahm Haltung an. »Jawoll, Herr Major!«

»Ausgezeichnet!« Er ließ den Blick über die Gefangenen gleiten. »Bald werden wir wissen, wer ein Verräter ist.«

Amanda deutete zu McCane. »Wo ist die Oberstabsärztin? Ich brauche ihren Rat zu dieser Wunde.«

Der Major lachte meckernd. »Die hat andere Probleme.« Verächtlich kam es weiter: »Sie liegt auf dem Tisch.« Zu McCane gewandt zischte er: »Du wirst noch andere Schmerzen haben, wenn wir dir die Hosen ausziehen.«

Damit verließ er die Hütte und schlug die Tür zu.

Amanda raunte zu Joyce Coventree: »Was bedeutet das ... auf dem Tisch?«

Die Wissenschaftlerin stieß zischend die Luft aus den Lungen. »Bei der SS heißt das Nacktverhör.«

Großer Gott!, durchfuhr es Amanda. Sie musste etwas tun.

Eben überlegte sie fieberhaft, was sie von hier aus unternehmen könnte, da drangen hektische Rufe von außen herein. Dann wurde die Tür erneut aufgerissen.

»Dr. Coventree! Sofort zu mir!«

Dann sah er zu Amanda. »Die Stabsärztin auch. Los!«

Sie schnellten auf und liefen zur Tür. Da sahen sie, wie das ganze Fabrikgebäude in kurze grüne und blaue Blitze getaucht wurde. Jemand lag vor dem Haupteingang im aufgeweichten Lehm. Er zuckte und schrie.

Die beiden Frauen rannten auf den Liegenden zu.

Was sie in der trüben Hofbeleuchtung sahen, ließ sie entsetzen.

»Das ist Dr. Teuber«, rief Joyce Coventree aus.

Amanda kam näher und ihr stockte der Atem. Der zerfetzte Kittel und die Restkleidung dampften. Doch das allein war es nicht. Das Gesicht glich nur noch einem schwarzen Totenschädel.

Lady Coventree kam aus der Hocke hoch. »Ich muss ins Labor! Sofort.«

Sie lief los. Der Major wollte sie aufhalten.

»Wenn Sie nicht mit dem gesamten Gelände in die Luft fliegen wollen, lassen Sie uns da runter gehen!«

Amanda folgte der Wissenschaftlerin. »Was kann da passiert sein?«, keuchte sie.

»Jemand hat den Zeitschlitten unsachgemäß benutzt.«

Mit dem Korbaufzug ließen sie sich in das Labor hinab.

Der Schaltschrank zeigte sich in grünliches Licht getaucht. Aus dem Gang schnellten blaue Lichtkaskaden. Dann materialisierte sich ein rotes, abgewetztes Sofa. Dazu wirbelten Tarotkarten durch die Luft. Bildeten Fächer, einen Kreis und wurden wie von einem Staubsauger in den Gang zurück gesaugt.

»Zounds!«, rief Amanda. »Was ist das?«

Lady Coventree lief aufgeregt zu der Schalttafel, wurde aber dann zurück in den Laborraum geschleudert.

»Sloane ...«, stammelte sie. »Sloane hat die Zeitkap-

sel in Betrieb genommen. Es sind Nachwirkungen im Zeitgefüge!«

»In welches Jahr sprang er?«, rief Amanda fragend.

Das Leuchten ebte ab und erlosch.

Die Wissenschaftlerin rappelte sich vom Boden hoch und kroch auf den Knien zu der Schalttafel. Sie blickte auf den großen, uhrenähnlichen Anzeiger.

»In ... oh Gott ... 2021 oder 2022! Er kann auch 2040 landen ... ich habe keine Ahnung.«

Amanda keuchte vor Aufregung. »So groß ist die mögliche Abweichung?«

Die Wissenschaftlerin stand schwankend neben dem Arbeitstisch. »Ich weiß es nicht. Er kann auch ewig im Zeitstrom gefangen sein.«

Ein fürchterlicher Knall.

Der Schaltschrank zerbarst förmlich. Das Licht ging aus. Irgendein Notstromaggregat sprang an.

Joyce Coventree drehte sich zu der Paraforce-Agentin um. »Jedenfalls wird es Monate oder Jahre dauern, bis die Zeitkapsel wieder funktioniert. Falls überhaupt.«

Amanda atmete ruhiger. Sachlich kam es über ihre Lippen: »Jedenfalls kann der Virus nicht Roosevelt oder Churchill umbringen.«

Da tauchte Michaelson auf. Er hielt eine 9mm-Null-Acht in der Hand.

»Dann sind Sie wertlos, Dr. Coventree.«

Amanda wirbelte herum. Automatisch kniff sie das rechte Auge zusammen und der Laserstrahl bohrte sich durch den Körper des Obersturmbannführers,

stieß durch diesen hindurch und traf einen Pfeiler des Aufzuggerüstes.

Schreiend stürzten zwei Soldaten aus dem Gestänge.

Da schoss eine Stichflamme aus dem Tunnel der Zeitkapsel.

»Wir müssen hier raus!«, schrie Amanda.

*

In den Gängen oben herrschte Panik.

Als sie ins Freie kamen, sahen sie eben noch den Mercedes mit dem Reichführer vom Hof rasen.

Wachmannschaften versuchten die Mitarbeiter der Forschungsabteilungen im Schach zu halten. Schüsse fielen.

Amanda sah sich gehetzt um. »Zur Halle! Wir müssen Deborah Hinze retten!«

Sie rannte los. Als sie die Tür zur alten Halle öffnen wollte, stellte sich ihr ein SS-Mann mit einer Maschinenpistole in den Weg.

»Zurück!«, schrie er.

Da tauchte ein Sturmbannführer auf.

»Waffe runter! Weg frei machen!«

Der SS-Mann wirbelte herum, da traf ihn der Schuss. Der Sturmbannführer riss die Tür auf. »Los!«

Die Paraforce-Agentin fackelte nicht lange.

Als sie Deborah sah, wollte ihr Herz aussetzen. Von unzähligen Wunden übersät lag sie auf dem Verhörtisch.

Eine Explosion erschütterte den Boden.

»Scheiße! Der Gastank im Parterre! Wir müssen uns beeilen!«, rief der Sturmbannführer. Zu Amandas Erstaunen löste er blitzschnell die Fesseln der Oberstabsärztin. »Helfen Sie mir!«

Amanda packte sich die Bewusstlose und warf sie sich – wie schon einmal – über die Schulter.

»Hier lang!«, rief der Sturmbannführer. Sie rannten aus einer Seitentür. Dort sah sie zu ihrem Erstaunen Olivia Metaxa neben dem Mercedes stehen.

Alles verlief blitzartig. Jemand gab eine MP-Salve ab. Der Sturmbannführer zielte mit seiner 08 und streckte den Schützen nieder.

Sie schafften es in den Wagen. Amanda ließ Deborah auf den Rücksitz fallen. Olivia startete den Motor. Satt brummte er auf. Als der Sturmbannführer in den Wagen sprang, fiel ihm die Mütze vom Kopf. Halblanges blondes Haar wallte herunter.

Sylvana Bush!

Amanda staunte. Sie war wirklich eine Meisterin der Verkleidung.

Da stand plötzlich ein SS-Mann im Weg.

»Halt!«, schrie er. Er legte das Gewehr an.

Olivia duckte sich weg und gab Gas. Der Schütze wurde zur Seite geschleudert. Ein Schuss jagte in den Himmel.

»Wo ist Joyce?«, kam es da gehetzt von Amanda.

»Keine Zeit!«, rief Olivia zurück und drosch den schweren Mercedes auf das grobe Pflaster der Dorfstraße.

Weit hinter ihnen gab es eine weitere Explosion.

Die Mexikanerin jagte den Wagen weiter. Vor ihnen tauchte ein Panzerspähwagen auf. Gerade noch rechtzeitig riss Olivia den Mercedes in eine Quergasse.

Nach einer Viertelstunde hatten sie einen Waldweg erreicht.

Der Wagen stoppte. Olivia sah sich um.

»Wie geht es der Frau?«

Amanda fühlte den Puls. »Nicht gut. Wir brauchen ein Lazarett.«

»Wird schwierig.«

Amanda sah auf. »Wie geht es jetzt weiter?«

Olivia zündete sich trotz der Situation ein Zigarillo an. »Wir müssen in die Bretagne. Dort wohnt eine Verbindungsperson der Resistance. Von dort kommen wir auch ... nach Hause.«

*

Ihr Ziel erreichten sie nach fünf Stunden.

Amanda staunte. Das Haus kannte sie!

Olivia verlangsamte die Fahrt und hielt dann an.

»Mierda! Da stimmt was nicht.«

Da sahen sie auch die Schatten huschen. Abgeblendetes Licht flammte auf, dann vernahmen sie den Motor eines Lastwagens, der davonfuhr.

»Die Gestapo hat das Quartier ausgehoben«, knurrte die Mexikanerin.

Der Anblick, der sich ihnen etwas später bot, war einfach grauenhaft. An einem roh gezimmerten Kreuz im Garten hing Madame Trové.

»Man hat sie zu Tode gefoltert«, knirschte Olivia durch die Zähne.

Im Hausinneren vermochte man zu glauben, ein Hurrikane hätte gewütet.

Sie wollten Deborah Hinze ins Haus schaffen, doch diese hatte die Fahrt nicht mehr überlebt.

»Oh Gott«, flüsterte Amanda.

Sylvana Bush deckte die Tote mit einer Wolldecke zu. »Sie gehörte inoffiziell zur Resistance. Obwohl in Berlin als Oberstabsärztin, hatte sie sich heimlich schon länger dem abtrünnigen Canaris angeschlossen.«

Amanda stutzte. »Canaris, der Führer der Abwehr?«

Sylvana nickte. »Er hasste Hitler und hat sich schon länger mit den Alliierten kurzgeschlossen.«

Amanda sah sich in dem Raum um. Genau so hatte es ausgesehen, als sie das Haus besucht hatte. Nur zeigten sich die Möbel noch nicht so verrottet.

Sie ging auf den Schrank zu und rückte ihn ab.

»Was machst du?«, wollte Olivia wissen.

Da hatte die Agentin den Briefbogen bereits in der Hand. Den ganzen! Nun konnte sie den Text lesen.

Eine Mitteilung – herausgeschmuggelt vom *Institut de Recherche Frontalière, Narbonne, Rue de la Dijon 324*.

Dort wurde die Resistance von dem Anschlag auf Churchill und Roosevelt gewarnt.

Als Amanda die Unterschrift las, machte sie große Augen.

Deborah Hinze.

Sie hatte davon gewusst.

Amanda sah auf das Datum. Der Tag ihrer Ankunft in der Fabrik.

Teufel! Wie hatte sie das gemacht?

Als Olivia die Zusammenhänge erfuhr, meinte sie: »Deine Oberstabsärztin hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den Mord zu verhindern.« Dann sah sie auf ihre Armeeuhr. »In zwanzig Minuten müssen wir im Tunnel sein. Dann funktioniert der Übergang in den Zeitraum.«

Amanda verstand nur Bahnhof.

»Später«, kam es kurz auf die stumme Frage der Paraforce-Agentin.

Zur besagten Zeit betätigte Olivia einen versteckten Hebel unterhalb einer Kaminsims-Verzierung.

Der ganze Kamin rollte etwas zur Seite und gab einen knapp halben Meter breiten Spalt frei.

Alle zwängten sich hindurch.

Olivia griff in eine Nische in dem schmalen dunklen Gang.

»Fasst euch bei den Händen«, gebot sie. Sie selbst tastete nach Amandas rechter Hand.

»Jetzt!«, rief sie.

Der gesamte getarnte Raum hüllte sich in blaue Lichtblitze.

Amanda glaubte, um die eigene Achse gewirbelt zu werden. Funken in allen Farben spritzten wie Feuerwerk an ihren Augen vorbei.

Dann Stille.

Sie musste husten. Staub drang in ihre Lungen.

Dann vernahm sie ein rollendes Geräusch. Es wurde

hell.

Olivia zwängte sich durch den entstandenen Spalt neben dem Kamin.

Zu ihrer Verblüffung stand Amanda plötzlich wieder in dem ehemaligen Salon des alten Hauses.

»Willkommen in der Gegenwart«, kam es ruhig von der Mexikanerin. »Vielen Dank, dass Sie unsere Airline berücksichtigt haben.«

Amanda trat durch die halbgeöffnete Haustür.

Als Erstes vernahm sie das Branden des Meeres. Dann sah sie sich um.

Das grauenhafte Kreuz war verschwunden. Ebenso der Mercedes.

Sich langsam sammelnd, lehnte die Agentin im Türrahmen.

»Haben wir das alles wirklich erlebt?«, kam es tonlos über ihre Lippen.

Sie spürte Olivias Umarmung. »Wenn du das jemandem erzählst, kommen die Leute mit der weißen Jacke ohne Ärmel.«

Zur Überraschung der Agentin funktionierte ihre Spezialuhr wieder.

Sie zeigte sechzehn Uhr am Nachmittag.

»Ich denke, wir haben den Ausgang des Zweiten Weltkriegs entschieden«, flüsterte Sylvana Bush. Sie zückte ihr Handy und nahm Kontakt mit London auf.

»Unsere Lady schickt uns einen Wagen. Inspektor Leblanc ist informiert.«

Eine Stunde später befanden sich alle drei in einem annehmbaren Hotel in der nächstgrößeren Stadt.

Zwei Kilometer entfernt von Rocher de la Mer.

Sylvana blickte nach dem Duschen etwas gedankenverloren aus dem Fenster auf die belebte Straße.

Amanda fragte leise: »Was hast du?«

Langsam wandte sie sich um. »Wir haben Slim McCane verloren.«

Nun erst wurde Amanda das bewusst. »Himmel! Das könnte bedeuten ...«

Sylvana nickte. »Das bedeutet, dass er in unserer Realität nie existiert hat.«

In diesem Moment klopfte es an die Zimmertür.

Olivia öffnete. Es war Leblanc.

»Es gibt Merkwürdigkeiten in der Fabrik in Narbonne. Ein Kollege rief mich an. Aus der alten Fabrik schießen merkwürdige Blitze. Die Feuerwehr ist vor Ort. Man vermutet die Explosion von alter Munition, die dort illegal gelagert wurde. Man hat einen desorientierten Mann festgenommen, der eine völlig zerfetzte SS-Uniform trägt.«

Amanda dämmerte es. »Slim McCane! Wie immer das auch passiert ist.«

»Wer soll das sein?«

Olivia erklärte es ihm.

»Das steigt über meinen Verstand«, brummte er kopfschüttelnd.

»Ich denke, wir wissen zu wenig, um bestimmte Ereignisse zu erklären. Aber wir müssen unseren Freund da herausholen.«

Die Mexikanerin rief Sheila Cargador an.

»All right«, kam es aus dem Mobiltelefon, »da muss

sich mal Sir John drum kümmern.«

Leblanc stand vor Amanda Harris und sagte leise: »Nun wissen wir, was mit dem Scotland-Yard-Mann passiert ist. Die Gläser hatten nichts mit ihm zu tun. Also noch ein Rätsel. Denn der Wein darin stammte nicht aus der langen Vergangenheit.«

Amanda nickte. »Da ist auch das Verhalten von Chagall sowie ein geheimnisvoller Schütze.« Sie reckte das Kinn vor. »Vor allem ist zu klären, wer mich davon abhalten wollte, das zerstörte Geheimlabor zu betreten.«

Sie wusste, sie musste noch einmal nach Narbonne.

*

Leblanc hielt den alten Citroën an. Er blickte zu Amanda auf dem Beifahrersitz.

»Wenn mir jemand anderes erzählt hätte, er wäre in dieser Anlage dort 1943 gewesen und säße jetzt putzmunter in meinem Wagen ...«

Die Paraforce-Agentin lachte kehlig.

»Mein lieber Inspektor, wer mit unserem Verein zu tun hat, der wundert sich über gar nichts.«

Der Franzose steckte sich seine abgekaute Tabakspfeife neu an.

»Bon, aber diesmal lasse ich Sie nicht allein dort runter. Ich habe keine Ahnung, wer sich hier noch herumtreibt. Der Anschlag von Chagall auf mich sitzt mir immer noch in den Knochen.«

Amanda Harris öffnete die Tür. »Dann los!«

Sie verschmolz in ihrem schwarzen Ninja-Anzug mit der Dunkelheit.

Rasch folgte der Inspektor ihr.

Durch das dichte Unterholz erreichten sie den Torbogen und gelangten in den Innenhof. Rechts stand die halb verfallene Halle.

Amanda machte dem Inspektor das Zeichen der absoluten Ruhe.

Sie spürte, dass sie beobachtet wurden.

Langsam schritten sie auf den Haupteingang der arg verfallenen Fabrik zu. Da trat eine dunkle Gestalt heraus. »Ich dachte mir, dass Sie nicht locker lassen«, kam es kalt.

Amanda kam die Stimme irgendwie bekannt vor.

Leblanc blieb wie angewurzelt stehen. Er schaltete seine Stablampe ein und leuchtete dem Sprecher ins Gesicht.

»Gabin?«, kam es überrascht und zögernd. »Was tun Sie hier?«

Jaques Gabin hob etwas die linke Hand gegen die Blendung. »Nehmen Sie die Lampe etwas runter. Dann sag ich's Ihnen.«

Die Paraforce-Agentin drückte sich eng an die Backsteinwand.

Leblanc tat, wie ihm geheißen.

»Bon! Ich bin überrascht.«

Sein Assistent lachte leise. »Das kann ich mir denken. Ich gehöre zu den Hütern einer Aufgabe.«

Der Inspektor legte den Kopf etwas schief. »Wie darf ich das verstehen?«

Nun erkannte man, dass Gabin in der rechten Hand einen Revolver hielt.

»Mademoiselle Harris, machen Sie keinen Unfug! Ich habe Sie auch im Visier. Außerdem bin ich nicht allein.«

Eine weitere Gestalt trat aus dem Bereich der Lagerhalle auf den Platz. Plötzlich schaltete sich eine alte Hoflaterne ein. Sie spendete trübes Licht, reichte aber aus, um gut sehen zu können.

Amanda glaubte nicht, wen sie da kommen sah.

»Deborah Hinze ... wie ... wie ist das möglich?«

»So sieht man sich wieder«, kam es leise über die Lippen der Oberstabsärztin. »Sie hielten mich für tot. Nun – vielleicht war ich das auch, aber die Auswirkungen von Raum-Zeit-Überlappungen sind noch zu unerforscht. Jedenfalls wurde ich in ein Zeitfeld geschleudert. Diffus habe ich Sie an dem Haus in der Bretagne auch gesehen. Doch dann fiel ich in einen Strudel. Irgendwann kam ich in dem Haus wieder zu mir. Doch der Zeitraum lag zehn Jahre vor *Ihrer* Ankunft, Madame Jürgens. Oder ist Harris richtig? Ich traf auf Gabin. Sein Großvater arbeitete erst für die Resistance, lief aber dann zum Deutschen Reich über.«

Amanda atmete ruhig. »Weshalb sind Sie nun hier? Eigentlich ist es vom Alter her gar nicht möglich.«

Deborah Hinze winkte ab. »Im Zeitstrom scheint das Altern der Zellen sich zu verlangsamen. Ich weiß es nicht.«

»Harry Sloane?«

»Vermutlich hat er versucht, die Zeitkapsel in Betrieb zu nehmen, und blieb im Zeitstrom stecken. Ich kann es nicht erklären. Das ist aber auch unerheblich. Jedenfalls gibt es noch Leute, die sich eine Änderung der Zukunft wünschen.«

Leblanc trat einen Schritt vor. »Gabin, was haben Sie damit zu tun?«

Erneut lachte der Polizist. »Es ist an der Zeit, wieder Ordnung in diese desolante Welt zu bringen. Europa zu reinigen!«

Leblanc blickte irritiert.

»Gabin, was immer in Ihrem wirren Kopf vorgeht ... Sie sind Polizist!«

Amanda brach das Geplänkel ab. »Was hat das hier überhaupt zu bedeuten? Was hatte Chagall damit zu tun?«

»Chagall?«, kam es nachdenklich von der Oberstabsärztin. »Er war damals zu tief in eine Sache eingestiegen. Nachdem die Alliierten Frankreich – wie man sagt – befreit hatten, konnten sie mit dem Labor unten nichts anfangen. Es erschloss sich ihnen auch nicht, um was es ging. Also hat man alles achtlos so gelassen.«

Deborah Hinze hob etwas die Arme. »Aber es gab noch Leute, die etwas wiederherstellen konnten.« Sie blickte nun Amanda fest an. »Leider gab es auch Bruch dabei. Ein Wunder, dass Sie den Schlitten nutzen konnten. Ein Risiko! Sie hätten auch zu Spartakus reisen können.« Nun lachte sie hell auf. »Vielleicht hätte man Sie gekreuzigt.«

Aus Amandas Kehle kam ein knurrender Laut. »Sie hätten mich ... damals doch verraten können.«

Deborah Hinze nickte langsam. »Ja, nur ...«

Amanda hob die Augenbrauen. »Nur?«

Die Oberstabsärztin hob den Kopf. »Ich hatte mich in Sie verliebt.«

Laut stieß Amanda den Atem aus. Das erklärte einiges. Doch dann fing sie sich und fragte: »Was haben Sie vor?«

»Das Virus existiert noch. Ein Wunder, aber es hat die Jahre in der Bleikapsel überlebt. Wir schicken es in das Jahr 1943. Dann wird sich geschichtlich einiges ändern.«

»Sie sind verrückt!«, schrie Leblanc und riss seinen Revolver aus dem Halfter.

Gabins Waffe donnerte auf und der Inspektor stürzte.

»Sind Sie wahnsinnig?«, brach es aus Amanda heraus.

Deborah Hinze hielt nun auch einen Revolver in der Hand. »Wir können uns jetzt nicht aufhalten. In einer Stunde ist die beste Zeit für einen Zeittunnel.«

Sie bedeutete Amanda, in die Fabrik zu gehen.

Noch geschockt von der Kaltblütigkeit des Mordes wandte sich die Paraforce-Agentin langsam um.

Himmel! Ich muss den Irrsinn stoppen!, durchfuhr es sie. Unauffällig tastete sie nach ihrem Mobiltelefon.

Gabin und Dr. Hinze dirigierten sie den Gang entlang. Die Waffe hatte man ihr abgenommen.

Viel hatte sich nicht verändert. Ratten huschten um-

her.

Mit dem Käfigaufzug ging es abwärts. Deborah Hinze drückte Amanda ihre Pistole in die Seite.

Amanda schätzte die Möglichkeiten ab, die Frau zu überwinden. Doch sollte das schiefgehen, würde der Zeitsprung mit den Vieren ungehindert vonstattengegangen. Also wartete sie ab.

Kaum unten angekommen vernahm Amanda schon das Summen von Aggregaten.

Teufel! Sie hatten es wirklich geschafft!

»Machen Sie jetzt keinen Mist, Amanda!«, zischte die Hinze. »Es ist wichtig!«

Der kleine Mann an der Schalttafel drehte sich zu den Ankömmlingen um.

»Oh, die Stabsärztin«, brummte er nur.

An der Armprothese erkannte Amanda den Wissenschaftler wieder.

»Versuchen Sie erst gar nicht, es zu verstehen, Mademoiselle Harris«, sagte Dr. Hinze spöttisch. Geflüstert kam es: »Vertrauen Sie mir.«

Sie deutete auf einen alten Holzdrehstuhl. »Setzen Sie sich. Sie dürfen zusehen.«

Amanda gehorchte.

Sie versuchte ruhig zu bleiben. Wenn alles nichts half, würde sie mit ihrem Spezialauge die Kommandotafel außer Betrieb setzen. Eventuell würde sie dabei aber von der Hinze oder Gabin erschossen werden.

Sie verhielt sich ruhig. Irgendetwas war an Dr. Hinze merkwürdig. Da passte etwas nicht zusammen,

wenn sie an die Vergangenheit dachte.

Zwei Männer in alten SS-Uniformen tauchten aus dem Tunnel auf, in dem, wie die Agentin wusste, sich der Zeitschlitten befand.

Doch dann kam es zu einer Überraschung.

Amanda konnte es nicht glauben.

Die Frau in der recht neu wirkenden schwarzen Uniform mit den charakteristischen Blitz-Emblemen folgte den Männern.

»Inès Dylan!«, stieß die Paraforce-Agentin verdattert aus.

Diese kam lächelnd auf Amanda zu. »So ist es. Allerdings ist mein richtiger Name Helga Michaelsen.«

Amanda schluckte. »Eine Nachfahrin des Obersturbannführers von Narbonne.«

»Das ist richtig. Ich verwalte sein Erbe und leite die französische Nazi-Bewegung. Die NSDAP ist nicht tot. Nur in den Untergrund gegangen. Diese dekadente Welt braucht eine Wende.«

Amanda wurde einiges klar, wenn sie an gewisse Eigentümlichkeiten in den Fakten dachte.

Die irritierenden Zahlen Satans auf den Leichen. Vertuschte Obduktionsbefunde ...

Ganz Rocher de la Mer war ein Nest von Alt- und Neu-Nazis.

Helga Michaelsen schien Amandas Gedanken zu erraten.

»Der gute Leblanc, der nach dem ... Unfall seines Vorgängers hierher versetzt wurde, war ein Störfaktor. Aber Gabin hatte ihn unter Kontrolle.«

Abrupt wandte sich Helga Michaelsen ab. »Wir haben aber jetzt keine Zeit zum Plaudern. Die Viren müssen auf den Weg und die Welt wird sich absolut verändern.«

Amanda schüttelte den Kopf. »Unsinn! Was immer Sie sich in ihrem wahnsinnigen Geist ausdenken – die Gegenwart ist nicht änderbar. Wenn Sie die Führer der Alliierten töten, wird ein Ereignis eintreten, welches zu demselben Ziel wie das heutige führt. Andere werden die Invasion in der Normandie ausführen. Eventuell mit einer Verzögerung, aber es wird sich nichts für unsere Gegenwart ändern.«

Helga Michaelsen zuckte die Achseln. »Man wird sehen.«

Sie rief einem der Uniformierten zu: »Ist alles bereit?«

»Wir können in zehn Minuten starten.«

»Gut! Direkt nach der Ankunft muss der automatische Sprengsatz die Kapsel öffnen. Die Büchse der Pandora wird die Welt verändern!«

»Sie sind absolut irrsinnig!«, stieß die Paraforce-Agentin aus.

Johann de Vere trat an die Schalttafel. Trotz der Handamputation betätigte er in schneller Folge die Schalter.

»Die Virenkapsel auf den Schlitten!«, befahl die Michaelsen.

Da betrat eine dunkel gekleidete Gestalt den Kontrollraum. Im Anschlag hielt sie eine ASG VZ61 Scorpion Spring MP. Eine Waffe mit enormer Durch-

schlagskraft.

»Sparen Sie sich das, Madame Michaelsen. Ich habe die Virenkapsel vernichtet. Schon vor Tagen. Dieser Behälter ...«, sie zeigte zu dem schwarzen Metallzylinder, »... ist leer.«

Helga Michaelsen wirbelte herum. »Bei Satans Heerscharen! Wer sind Sie?«

Dann kam es gehaucht: »Dr. Joyce Coventree. Tote stehen wieder auf ...«

Auch Amanda staunte. »Du hier?«

Joyce warf der Agentin die 44er zu.

»Den Laden hier habe ich schon länger unter Beobachtung.« Sie lächelte Amanda zu. »Ich habe unsere früheren Zusammentreffen nicht vergessen.«

Es passierten mehrere Dinge.

Deborah Hinze sprang mit einem gewaltigen Satz auf die Schalttafel zu. Ihre flache rechte Hand schlug auf den roten, freiliegenden Knopf. Ehe jemand etwas verhindern konnte, jagte der Zeitschlitten unkontrolliert los. Helga Michaelsen schrie auf. »Wahnsinnige Verräterin!«

Mehrere Kugeln aus Joyce' Maschinenpistole trafen die Schalttafel.

Funken sprühten.

Ein Lichtbogen, der die Augen blendete, schoss aus dem Tunnel.

Gleichzeitig drangen laute Geräusche aus dem Bereich des Gitteraufzugs und vermurmelte Spezial-Einsatzkräfte der *Compagnies Républicaines de Sécurité* ließen sich in den Kontrollraum herab.

Deborah Hinze schoss auf Gabin, der plötzlich eine Handgranate aktivieren wollte.

*

Lucas Bonnet, der Leiter der Sondereinheit, blickte Amanda Harris und Joyce Coventree mit zusammengezogenen Augenbrauen an.

»Ich weiß nicht, was ich von der ganzen Sache halten soll«, knurrte er. »Wir ahnten schon länger, dass es in Rocher de la Mer ein Nest von Alt-Nazis gibt. Was Sie mir hier aber auftischen ...« Er schüttelte den Kopf.

Joyce lehnte sich auf ihrem Stuhl vor dem breiten Schreibtisch vor.

»Capitain, Sie haben gesehen, was unten in der Fabrik passiert ist.«

Der Mann in der Kampfuniform wischte mit beiden Händen durch die Luft.

»Ein terroristisches Nest habe ich gesehen! Dazu einige altmodische Gerätschaften, die einem Feuer nun zum Opfer gefallen sind.«

»Wie viele Leute konnten Sie festnehmen?«

»Acht - in antiquierten deutschen Uniformen. Idioten, die wohl das Dritte Reich erneut herbeisehnten. Unfassbar!«

Er nahm die beiden Diplomatenpässe auf.

»Der Einsatzbefehl kam direkt vom Élysée-Palast.« Er drehte die Ausweise in den Händen. »Was ich von Ihnen halten soll, weiß ich nicht. Wieso laufen Sie be-

waffnet herum? Wer und was sind Sie?»

Da schlug das Telefon auf seinem Schreibtisch an.

Missmutig ergriff der Capitain der Sondereinheit den Hörer. »Jetzt nicht, ich ...«

Er verstummte und sein Gesichtsausdruck wechselte in völlige Verlegenheit.

»Ja ... natürlich ... sofort Monsieur President.«

Als er den Hörer langsam, wie in Trance auflegte, blickte er die beiden Frauen an wie Wesen aus einer anderen Welt.

Dann erhob er sich und sagte heiser: »Sie können gehen. Ein Wagen wird Sie abholen.«

Eine schwarze Maybach-Limousine fuhr vor. Joyce und Amanda ließen sich in die weinroten Polster sinken.

Sanft fuhr der Wagen an.

»Ich soll Sie zur Britischen Botschaft bringen«, erklärte der Chauffeur.

Amanda schloss die Augen. »Hat John mit Blackstone gesprochen?«

Joyce bestätigte das.

Die Paraforce-Agentin wandte den Kopf. »Weshalb hattest du die Fabrik unter Beobachtung?«

Es dauerte ein paar Sekunden, bis die Wissenschaftlerin leise erklärte: »Trotz einiger verschwommener Momente weiß ich ziemlich genau über mein vergangenes Leben Bescheid. Schon beim *Special Operations Executive* – kurz SOE – war ich Frontagentin. Wir beschäftigten uns damals schon mit der Theorie, dass dieses ominöse Geheimprojekt GLOCKE der Deut-

schen etwas Besonderes sein musste, Etwas angeblich Entscheidendes! Viele vermuteten die Atombombe. Auch das wäre katastrophal gewesen. Hitler ... eher Himmler ... wusste nicht, was er anrichten konnte. Doch dann stellte sich aus verschiedenen Beobachtungen heraus, dass es sich möglicherweise um Zeitexperimente handelte. Gewisse Zeitparadoxen in der antiken Geschichte ließen unkontrollierte Zeitreisen vermuten. Als Versuchspiloten setzte man politische Gefangene ein.«

Joyce schwieg eine Moment, um sich eine Benson & Hedges anzuzünden. Den Rauch ausblasend fuhr sie in nachdenklichem Ton fort: »Auch wir experimentierten. Ich war führend in der Forschung. Um es kurz zu machen, alles lief aus dem Ruder und ich geriet bei einem Versuch in Zeitströme. Normalerweise müssten meine Zellen heute über hundert Jahre alt sein. Es kam zu verrückten Dingen, aber das weißt du auch.« Sie blickte Amanda fest an. »Ich weiß, dass wir uns in der Vergangenheit schon begegnet sind. Wenn auch einiges in der Erinnerung traumhaft wirkt.« Sie lächelte warm. »Vermutlich bist du mir deshalb bei unserem eigentlichen ersten Treffen in unserer Realität sofort sympathisch gewesen. Etwas zog mich zu dir hin. Der Grund offenbarte sich erst im Laufe der Zeit.«

Sie machte erneut eine Pause.

»Also, wir wussten vom MI6, dass sich hier in Rocher de la Mer ein Nazi-Nest erhalten hatte. Nachkommen von ehemaligen SS-Leuten sowie Personen,

deren Herkunftsnachweis kaum möglich war. Zurückschauend auf die Gerüchte der Operation GLOCKE bestand die logische Folgerung, dass es sich um ehemalige Zeitreisende handeln musste. Wie ein Albtraum materialisierten sich in mir immer deutlicher Bilder und dann wusste ich, dass ich an der Entwicklung der sogenannten GLOCKE beteiligt war. Diese Gruppe hier in Rocher de la Mer schützte eigenartigerweise etwas in Narbonne. Die alte Chemiefabrik.«

Joyce stieß erneut eine tief inhalierte Rauchwolke aus. »Kurzum, das Foreign Office recherchierte und stieß auf einige interessante Namen aus der Vergangenheit. Verrückte, die diese alte Zeitmaschine wieder in Betrieb nehmen wollten. Es fragte sich: Warum?«

Amanda reckte sich in den Polstern. »Um nachträglich Roosevelt und Churchill wie eventuell auch Stalin auszuschalten.«

»Richtig!«, kam es von Joyce. »Inspektor Devón kam der Gruppe damals auf die Spur. Durch Ungereimtheiten in verschiedenen Todesfällen in dem Haus am Meer. Schon während des Krieges wurde dieses Haus als Treffpunkt und zweite Operationsbasis der Spionagegruppe auserkoren. Man opferte die damalige Besitzerin, die als Wahrsagerin bekannt war, um jegliche Neugierige abzuschrecken. Natürlich durfte später auch niemand dort wohnen. Die Käufer des Hauses hatten Pech. Sie wurden beseitigt. Als Devon das herausbekam, inszenierte man seinen Tod.«

Amanda wurde einiges klar. »Dann kam Leblanc. Gabin stellte ihn unter Beobachtung. Chagall, ein alter

Naziführer in Narbonne, wurde informiert.«

Joyce nickte. »Nicht eingeplant war, dass John sich mit Paraforce in Verbindung setzen würde. So kamst du ins Spiel.«

Amanda schloss die Augen. »Für weitere Verwirrung sorgte Helga Michaelsen, indem sie auf den Körper der Toten die Zahl Satans anbrachte und, als auf noch ungeklärte Weise Sloane aus dem Zeitstrom auftauchte, Tarotkarten verstreute. Leider war Leblanc trotz der unzähligen Ungereimtheiten ein zu verbissener Hund. Er hätte das geklärt. Wenn er auch nicht alles verstanden hätte.«

»Ja, als du mit ihm zuerst in der Fabrik auftauchtest, sollte der Inspektor schon beseitigt werden. Ich konnte das verhindern.«

Amanda ruckte etwas hoch. »Du warst der geheimnisvolle Schütze!«

Der Wagen rauschte durch die Nacht.

»Wie ist das, wenn man auf zwei Zeitebenen gleichzeitig existiert?«, überlegte Amanda. »Ich meine, du hast mich gesehen und in der Gegenwart die Fabrik observiert – und gleichzeitig traf ich dich 1943 im Labor.«

Joyce zuckte die Achseln. »Wir wissen zu wenig über Zeitebenen. Ab und zu spürte ich deine Nähe. Aber das stellte sich eher wie eine plastische Erinnerung dar. Diffus – nicht in festen Bildern erfassbar.«

Der Maybach hielt vor der Botschaft.

»Was passiert jetzt mit dem Geheimlabor?«

Joyce öffnete ihre Wagentür. »Ich denke, diese Tun-

neletage wird zubetoniert. Für alle Zeiten.«

Sie schritten durch das Tor und dann die Stufen zum Empfang hinauf. Dort erwartete sie eine hochgewachsene blonde Frau, die Joyce sehr ähnelte.

»Sheila Cargador«, flüsterte Amanda. Dann lief sie auf diese zu und umarmte sie.

»Ich bin froh, dass alle wohlbehalten zurück sind«, flüsterte sie. Dann ging sie auf ihre Mutter zu. Einen Moment standen die beiden Frauen voreinander. Endlich nahm Sheila auch sie in die Arme und knurrte dabei: »Mit dir als Mutter wird das Leben nicht langweilig.«

Etwas später im Konferenzraum wollte Amanda wissen: »Wie kam es, dass Olivia, Sylvana und dieser Schauspieler auftauchten?«

Sheila schürzte leicht die Lippen. »Dieser Inspektor Leblanc machte Nägel mit Köpfen und ließ keine Zeit vergehen, bis er die Nummer von Paraforce wählte. Du hattest sie ihm ja gegeben. Nun ... Blackstone sah die einzige Chance in mir. Er fragte mich: Erinnern Sie sich an diese ominöse mobile Zeitmaschine?«

Sheila hob etwas die Arme. »Ich erinnerte mich an den Safe im Hause meiner Mutter. Wenn es dieses Ding noch gab, dann dort verwahrt. Tatsächlich lag es in einer fest verschlossenen Metallbox. Dass wir den Zeitsprung machen konnten, verdanken wir unsere irischen Kollegin Sandra. Die kam mit ihrem Forschergeist hinter das Geheimnis der Tastaturen.«

Joyce trommelte mit den schlanken Fingern auf die Kirschholz-Tischplatte. »Wo ist das Gerät jetzt?«

Sheila zuckte die Achseln. »Wir entdeckten ein völlig zusammengeschmolzenes Gehäuse in dem Haus am Meer. Vermutlich hat es die Rückhol-Aktion meines Teams nicht verkraftet.«

Joyce stieß zischend den Atem aus den Lungen.

Endlich kam es über ihre Lippen: »Es ist sicher besser so.«

Sheila lächelte nun geheimnisvoll. »Ihr hattet übrigens damals wie heute eine Verbündete.«

Auf Amandas und Joyce' fragende Blicke winkte Sheila zur Tür.

Der Chauffeur trat ein, nahm die Mütze vom Kopf und das Haar quoll auf die Schultern herab.

»Dr. Deborah Hinze – jetzt Spezialagentin des deutschen BND.«

Ehe Amanda und Joyce ihrer Stimmen wieder Herr wurden, meldete sich das Mobiltelefon von Sheila. Sie blickte auf das Display.

»New York«, kam es überrascht von ihr.

Sie nahm das Gespräch an und stellte den Lautsprecher ein.

»Miss Cargador, ich weiß, dass Sie alle in der Britischen Botschaft versammelt sind. Es gibt beunruhigende Informationen von Einsteins Auge. IGL wird wieder gebraucht. Ihr Jet startete in minus siebzig Minuten von Narbonne nach Gerona. Nehmen Sie Lady Harris und Dr. Hinze mit.«

ENDE